

4. Anpassung 4.0: Handlungsmacht und Disziplin

4.1 Räume der Anpassung

Lokalisierung der beruflichen Rehabilitation

Menschliche Praxis findet in konkreten sozialen Feldern statt, in denen Akteurinnen mit bestimmten Kapitalsorten Positionen einnehmen und mit anderen Akteurinnen Bedeutung und Macht aushandeln. Soziale Felder werden von Sprache mitstrukturiert (vgl. Bourdieu 1983; 2013). Im Feld der beruflichen Rehabilitation für blinde und sehbehinderte Menschen herrscht eine bestimmte Sprache sozialrechtlicher Begriffe vor. Das Wort »Leistungserbringer« bezieht sich auf einen Akteur, der etwas gibt und ausgestaltet. Diese sprachliche Repräsentation enthält Vorstellungen von tätig sein, erzeugen sowie aktiv handeln. Dem gegenüber steht »Leistungsberechtigter« für jemanden, dem Anrecht auf Leistung gewährt wird. Das Wort »Rehabilitation« wiederum verweist auf den prozesshaften Vorgang des Wiederherstellens eines vorherigen Zustands bzw. des Wiedereingliederns eines Subjekts oder Objekts in etwas hinein. »Rehabilitand« meint die Person, mit der genau das geschieht, deren Zustand durch die Tätigkeit anderer Personen verändert wird. Das Suffix *-and* ist passivisch. Der Begriff transportiert Vorstellungen von fehlender Handlungsfähigkeit. Im Gegensatz dazu steht der in diesem Buch verfolgte Grundsatz, Menschen mit Behinderungen nicht als Empfängerinnen von Leistungen oder patientisierte Klientinnen zu sehen, sondern als Personen mit »generalisierten Widerstandsressourcen« im Sinne von Antonovsky (1997) sowie mit Wissen im Sinne von Barth (2002), kurz: als Subjekte mit Handlungsmacht. Dieses Kapitel zielt auf die Lokalisierung solcher Handlungsmacht an konkreten Orten. Exemplarisch richtet sich der Blick auf Schulungseinrichtungen eines Berufsförderungswerkes in Halle und Berlin.

Rehabilitation ist ein verräumlichter und verräumlichender Prozess. Raum meint mehr als den konkreten Ort. Der Begriff ist »rein geistiger Natur und bezeichnet alles, was ›Raum‹ ist« (Belina 2013: 15). Aus einer sozialkonstruktivistischen Perspektive wird erst durch die soziale Praxis Raum hergestellt, durch unsere Art und Weise des Lebens, Handelns und Arbeitens (vgl. Smith 1984: 85). Der Sozialphilosoph Henri Lefebvre (1991) schlug vor, den Prozess der Raumproduktion als dialektisches Zusammenspiel von drei Komponenten zu verstehen: die Komponenten des wahrgenommenen, des vorgestellten sowie des gelebten Raumes. Die Erste bezieht sich auf materielle Praktiken wie etwa Kapitalinvestition, Schaffung von Infrastruktur oder politische Entscheidungsprozesse. Vorgestellter Raum meint Repräsentationen wie zum Beispiel wissenschaftliche und technokratische Begriffe und Symbole. Der gelebte Raum schließlich verweist auf die alltäglichen und außeralltäglichen Begegnungen, in denen Menschen miteinander oder gegen einander ihre jeweiligen Normen, Werte, Lebensstile sowie ihre Identitäten verhandeln (Lefebvre 1991: 33; Belina 2013: bes. 46-49). Durch diese Praxis entstehen neue Identitäten und soziale Beziehungen, die wiederum ältere ablösen, überlappen, mit ihnen koexistieren oder konkurrieren. Daher ist Raum nichts endgültig Fertiges oder Starres, sondern befindet sich in einem ständigen Prozess des Werdens (vgl. Massey 1998: 38). Ich beginne mit dem durch Repräsentationen vorgestellten Raum sowie dem materiell wahrnehmbaren Raum der Anpassung.

Das Berufsförderungswerk für Blinde und Sehbehinderte gGmbH stellt sich als »Kompetenzzentrum rund um das Sehen« dar. Auf seiner Homepage lässt sich das Profil zusammengefasst nachlesen:

Wir bieten als modernes, überregional tätiges, soziales Dienstleistungsunternehmen vielfältige Bildungsmaßnahmen für die berufliche Neuorientierung blinder und sehbehinderter Erwachsener an. Darüber hinaus sind wir beratend rund um den ergonomischen Arbeitsplatz tätig. Unser Ziel ist die dauerhafte Eingliederung der Teilnehmer in den Arbeitsmarkt.¹

Auf der Internetseite sind unter der Rubrik »Reha-Assessment« angebotene Dienstleistungen beschrieben wie die »umfassende Klärung des Fähigkeitenpotentials von Menschen mit Behinderung« entsprechend einem, bundesweiten Standards verpflichteten »Beurteilungssystem«.² Die Ergebnisse dieser

1 <https://bfw-halle.org/> (letzter Zugriff 15.02.2021).

2 <https://bfw-halle.org/rehaassessment.html> (letzter Zugriff 15.02.2021).

Klärung bilden die Grundlage für weitere Schritte, um die Teilhabe an Arbeit zu sichern. Unter der Rubrik »Bildung« findet sich dazu Konkretes: Informationen über Lehrgänge zur Vorbereitung auf berufliche Umschulung, die mit IHK-Prüfung abgeschlossen werden können, auf »Anpassungsqualifizierungen« sowie individuelle Trainings für Personen, die in einem Arbeitsverhältnis stehen. Unter der Rubrik »Integration« wird an einem Beispiel geschildert, wie eine Rehabilitation zustande kommt. Zu lesen ist, dass das Sehvermögen und die eingeschätzte Leistungsfähigkeit ausschlaggebend seien. Von dieser Seite gelangen wir auf eine weitere mit Erfolgsgeschichten der Rehabilitation. Auch werden Informationen für Arbeitgebende aufbereitet. Die Rubrik »Integrationshilfen« informiert darüber, dass »Integrationsmanager in Abstimmung mit den Rehabilitanden« von Beginn an konkrete Schritte der Integration entwickeln, wie zum Beispiel Praktika in Betrieben.³ Eine weitere Rubrik lautet »Sensorische Welt«. Dieser Indoor-Parkour lädt Sehende zu einer Erfahrung des Nicht-Sehens ein, verbindet diese mit Aufklärung und Beratungsangeboten. Die Rubrik »Freizeit« informiert Interessierte, wie sie im Falle einer beruflichen Rehabilitation an der Einrichtung ihren Internatsaufenthalt angenehmer ausgestalten können. Ferner erfahren wir etwas über die Standorte. In Berlin befindet sich eine zweite Geschäftsstelle mit Bildungsangeboten. In Leipzig, Dresden, Magdeburg, Rostock, Erfurt und Hannover sowie in der auf Augenheilkunde spezialisierten Rehabilitationsklinik Masserberg in Thüringen ist die Beratung institutionalisiert. Zum Leitbild der Einrichtung gehören Sätze wie: »Der Kunde ist unser wichtigster Partner« oder: »Unser Anspruch besteht darin, mit unserem Wissen, Können und Handeln dem Rehabilitanden größtmöglichen Nutzen zu bringen«. Letztendlich wird das Versprechen gegeben, die »Qualitätspolitik an den Kundenbedürfnissen aus[zu]richten«.⁴

Die Repräsentation auf der Homepage entspricht der neoliberalen Ökonomisierung beruflicher Rehabilitation. So wird das sperrige Wort »Berufsförderungswerk« mit dem geschmeidigeren Wort »Kompetenzzentrum« überschrieben; ähnlich anderen Unternehmen der Gesundheits- oder Behindertenfürsorge, der Politik und Wissenschaft. Das Kompetenzzentrum ermöglicht Anknüpfung an die viel beschworene Wissensgesellschaft. Das

3 <https://bfw-halle.org/rehabilitation.html>; <https://bfw-halle.org/rehabilitation/integration.html>; <https://bfw-halle.org/rehabilitation/integration/integrationshilfen.html> (letzter Zugriff 15.02.2021).

4 <https://bfw-halle.org/2-unkategorisiert.html> (letzter Zugriff 05.05.2020).

BFW repräsentiert sich nicht (mehr) als Hilfs- oder Förderwerk, sondern als ein auf Wirtschaftlichkeit ausgerichtetes Unternehmen, das mit Begriffen wie »Integrationsmanager« Rationalität und Effizienz verspricht. Zu anderen Einrichtungen mit der gleichen Zielgruppe steht es in einem kooperativen und gleichzeitig konkurrierenden Verhältnis, denn letztendlich wollen alle die gleichen »Kunden«. Die ökonomische Kategorie »Kunde« löste die medizinische des »Rehabilitanden« nicht ab, sondern beide Begriffe koexistieren nebeneinander. Das geht auch widerspruchsfrei, da an beiden Figuren etwas abgewickelt wird, während das Unternehmen als Subjekt agiert.

Seit ihrer Gründung als Provinzial-Blindenanstalt im Jahre 1898 diente die Einrichtung kontinuierlich der Bildung und Ausbildung von Blinden und Sehbehinderten. Die Anstalt wurde im Stil der damaligen Krankenhausarchitektur angelegt und bestand aus Haupt- und Nebengebäuden mit Klinkerfasaden. Das von einer Mauer umgebene, angenehm begrünte Gelände umfasst heute neben dem mehrgeschossigen Haupthaus diverse alte und neue Häuser für die Rehabilitation, das Fachpersonal, die Verwaltung und Versorgung, außerdem Internat und Sporthalle. Die Geschäftsstelle in Berlin ist Gast des Berufsförderungswerkes Berlin-Brandenburg in Berlin-Charlottenburg. In diesem funktionalen Gebäude mit viel Fensterfläche befinden sich unter anderem Schulungsräume und Werkstatt, Internatszimmer, im Erdgeschoß eine Mensa, im Untergeschoß Behandlungsräume des medizinischen Dienstes und im Keller eine Sporthalle. Auch hier ist der Anstaltscharakter gewahrt.

Aufschlussreich ist die offizielle Chronik des Unternehmens.⁵ Für die Zeit vom 1898 bis 1922 wird über viele Ereignisse berichtet: Blindenlehrerkongress, Einrichtung von Wohn- und Werkstätten für erwachsene Blinde, Klavierstimm- und Reparaturwerkstatt und Saitenspinnerei sowie Etablierung einer Kriegsblindenberatungsstelle infolge des Ersten Weltkriegs. Nach 1945 hieß die Einrichtung Landesblindenanstalt Halle, wurde 1954 zur Sehbehindertenschule und 1960 zu einem Lernort zur Ausbildung von Industrie- und Wirtschaftskaufleuten für die sozialistische Volkswirtschaft. Nach dem Umbruch in der DDR wurde das Berufsförderungswerk gegründet. Anfang der 2000er kooperierte es mit der Sehbehindertenberatung in Berlin, während die Ausbildungspalette um Berufe wie Informatik-Kauffrau bzw. Kaufmann erweitert wurde. Die Erfolgsgeschichte setzt sich bis zum Jahr 2015 fort, danach wurde die Seite nicht aktualisiert. Gleichmaßen aufschlussreich wie problematisch ist der Zeitsprung in der Chronik vom Jahr 1922 bis

5 <https://bfw-halle.org/wir-ueber-uns/chronik.html> (letzter Zugriff 15.02.2021).

ins Jahr 1945 und damit die Auslassung der NS-Herrschaft 1933 bis 1945. Tatsächlich wurde in dieser Zeit die Anstalt von einem Mann geleitet, der alles andere als nur »Mitläufer« war. Im Gegenteil: Als NSDAP-Lehrerfunktionär betrieb der Blinden- und Taubstummenlehrer E. Bechthold mit großem Eifer die Integration von Jugendlichen mit nicht erblich bedingter Sehschädigung in die HJ bzw. den BDM. Auf ihn geht die Initiative »HJ-Bann-B« zurück, der »Sonderbann« für Blinde (Brill 2011: 169). Nachgewiesenermaßen war Bechthold ein Verfechter der Euthanasie. So dokumentierte er akribisch in einem Bericht von 1935 den Erfolg von »Maßnahmen zur Durchführung des Gesetzes zur Verhütung erblichen Nachwuchses« im eigenen Haus und den angeschlossenen Anstalten. Opfer dieser Verbrechen waren junge Menschen, die Krankheitsbilder aufwiesen wie Grüner Star, Grauer Star, angeborene hochgradige Kurzsichtigkeit und Sehnervschwund (Brill 2011: 260-261; Ellger-Rüttgardt 2006: bes. 66; Degenhardt/Rath 2009). Als ich im Juli 2018 als Rehabilitand in im Rahmen einer Projekt-Präsentation dies erwähnte und die Krankheitsbilder nannte, reagierte ein jüdischer Mitstreiter, dessen Familie vor langer Zeit schon aus der ehemaligen Sowjetunion nach Deutschland eingewandert war, mit spontaner Heiterkeit und sagte: »Da wär *ich* ja fein rausgewesen.« Auf dem gesamten Gelände konnte ich keine Gedenktafel zur Erinnerung an die Vernichtung entdecken. Gleichzeitig waren unter den für diese Studie Befragten Personen mit den genannten Augenkrankheiten. Auch dieser Widerspruch konstituiert den Raum der Anpassung.

Wege in die Maßnahme

Im vorangegangenen Kapitel wurden Marginalisierung, dauerhafter Ausschluss sowie Zwang zur eigenverantwortlichen Inklusion als Erscheinungsformen von Exklusion angesprochen. Ich möchte nun zusätzlich die Komponente des gelebten Raumes in den Blick nehmen. Was passiert zwischen Verlust des Arbeitsplatzes und dem Beginn einer beruflichen Rehabilitation? Welche Strategien verfolgen die Akteurinnen und Akteure? Wie reflektieren sie ihr Handeln und ihre Erfahrung? Die Befragungsergebnisse legen nahe, dass sich die individuelle Entscheidung zur Beantragung einer Maßnahme aus den eigenen rationalen Überlegungen ergibt. Gleichzeitig kann sie aus Enttäuschung über gescheiterte Bewerbungen oder Leidensdruck erwachsen:

Ariane: Überall im kaufmännischen Bereich hab ich mich beworben, wurde aber nirgendwo angekommen. Und dann, dann hab ich für mich gesagt, viel-

leicht muss ich dann doch noch eine Ausbildung machen. Damit ich da wieder arbeiten kann.

(FG E, 9:31-10:2)

Obwohl Ariane Wirtschaftsingenieurin ist und Weiterbildungen durchlaufen hat, denkt sie über eine Ausbildung zur IHK-geprüften Bürokauffrau nach. Niemand zwingt sie zu einer weiteren Weiterbildung. Dennoch schimmert durch ihre Worte hindurch, dass sie den Zwang spürt. Sie braucht ein sicheres Einkommen, das nur über gute Arbeit und diese wiederum durch eine geeignetere Qualifikation zu erreichen ist. Wie aber gestaltet sich der individuelle Weg bis zum Beginn einer solchen Qualifizierung? Unterliegt er einem bestimmten zeitlichen Takt? Wer trifft welche Entscheidungen? Nehmen wir ein Beispiel, das schon fast als Mustergeschichte gelten könnte. Es stammt von Stefan, jenem Elektriker, der nicht mehr auf der Baustelle arbeiten konnte.

Stefan: [...] dann war ich in Masserberg zur Kur [...] Und die haben mich dann eine Woche für die Intensiverprobung hergeschickt [...] Ich war erst vier Wochen da und dann eine Woche hier und dann nochmal eine in Masserberg. Das war schon gut, für mich zumindest. Und ja, dann RVL [Rehabilitationsvorbereitungslehrgang] gemacht. [...] Seitdem lern ich hier IT-System-Kaufmann. Ich bin im dritten Semester.

[auf Nachfrage]

Stefan: [...] während ich in Masserberg [war], sollte ja auch so ein Gutachten erstellt werden, ob ich noch weiter als Elektriker arbeiten darf, und das kam dann. Eine Woche später war das Thema durch und dann ging das ganz schnell. Die Sozialarbeiter haben dann sofort geschnipst (schnipst mit den Fingern). Die sind auch wirklich fähig. [...] Da gab's keinen Widerspruch von der Rentenkasse, kein Hindernis. Die haben das wirklich alles mit den passenden Anträgen platt gewalzt und dann gab's eigentlich kein Halten mehr. Das hat dann sofort, fast nahtlos angefangen.

(FG A, 5:12-6:3)

Stefan unterzieht sich also zunächst einer medizinischen Rehabilitation in einer Klinik. Die Kur wird für eine Arbeitserprobung bei einem Träger der beruflichen Rehabilitation unterbrochen. Damit wird Heilung an die Frage nach

der Arbeitsfähigkeit gekoppelt. Die »Heilindustrie« (Wehrli 2003) und das Integrationsbusiness arbeiten gemeinsam am Rehabilitanden bzw. Kunden. Stefan hebt die schnelle Organisierung aufgrund des Engagements der »Sozialarbeiter« hervor. Dem Sprecher scheint bewusst zu sein, dass es gemeinhin etwas mehr Hindernisse gibt. In seinem Fall jedoch wurde die sonst hemmende Bürokratie mit ihren eigenen Mitteln geschlagen (»mit den passenden Anträgen platt gewalzt«). Stefan, der sein IT-Studium vor vielen Jahren abbrach, kommt eine Vorbereitung zur Umschulung auf IT-System-Kaufmann gelegen.

Im Gegenzug für die Möglichkeit, über regelmäßige Beratung an der Klinik »Kunden« wie Stefan zu akquirieren, wirbt die Klinik im Übrigen bei öffentlichen Events am BFW für ihre eigenen Dienstleistungen. Erprobung und Belastungsanalyse, wie von Stefan erwähnt, können wenige Tage bis mehrere Wochen dauern. Sie umfassen die ophthalmologische Untersuchung, optometrische Begutachtung und psychologische Beurteilung auf der Basis von Gesprächen sowie Fragebögen, die zum überwiegenden Teil am PC auszufüllen sind. Intellektuelle Fähigkeiten werden in Bezug zum Sehvermögen gesetzt. Dabei kann unter Umständen diagnostiziert werden, dass Kenntnisse in Deutsch und Mathematik, logisches Verständnis oder räumliches Abstraktionsvermögen nicht der Berufsbiographie entsprechen, sondern negative Testergebnisse der Sehschädigung geschuldet sind. Weiterhin werden digitale Fähigkeiten der »Kunden« ermittelt und die Belastung durch Arbeit am PC beurteilt. Wie erschöpft ist eine sehgeschädigte Person nach sieben bis acht Stunden Tests über Tage oder eine Woche lang? Bei längerdauernden Erprobungen dürfen die Teilnehmenden zur besseren Orientierung auf eine Umschulung in den Lehrveranstaltungen hospitieren. Nach einer Zeit des Messens, Testens, Befragens und Überwachens werden Empfehlungen für die Teilhabe am Arbeitsleben formuliert. In manchen Fällen wird die Ausstattung des vorhandenen Arbeitsplatzes mit elektronischen Hilfsmitteln und Assistenzprogrammen sowie ein individuelles Training zur digitalen Anpassung empfohlen. Anderen Teilnehmenden werden mehrmonatige bis mehrjährige Vorortmaßnahmen vorgeschlagen. Stefans Geschichte exemplifiziert die im Neunten Sozialgesetzbuch angelegte Kooperation und Koordination zwischen »Leistungserbringer« und »Leistungsträger«. Andere Geschichten weichen davon ab. So erzählt der Werkzeugmacher und Fräsechniker Gerd:

Gerd: Ja, bei mir [...] wo es mit den Augen innerhalb kürzester Zeit bergab ging, da [...] hab ich mich wenigstens mal beim Blinden- und Sehbehinder-

tenverband kündigt gemacht, wie das da so aussieht und was es für Möglichkeiten gibt. Und die haben mir dann empfohlen, ich soll's doch mal bei der Rentenstelle versuchen. (dehnt die Wörter) Vielleicht gibt es da eine Möglichkeit. Weil, solange ich noch was sehe, kann man noch was dazulernen. Und ich hab mich dann erstmal im Internet kündigt gemacht [...] Hab dann zwei verschiedene Formulare ausgefüllt, einmal so einen Rentenanspruch, Teilhabe am Leben, weil ich nicht wusste, was von beiden brauchst du jetzt.

Andrea: Ja.

Gerd: Und bin dahin getraut. Hab mir dann ein Vorstellungsgespräch [sic!] da geben lassen.

Andrea: Konnten Sie das alleine ausfüllen oder brauchten Sie da Hilfe?

Gerd: Nee, da haben mir meine Eltern mitgeholfen. Weil, Ausfüllen ...

(mehrere lachen, Lisa unverständlich)

Gerd: Das ist ...

Thomas: ... nicht barrierefrei.

Gerd: Nein, jenseits von barrierefrei, nicht? Und, ja, da wurde ich dann erstmal angepflaumt, was ich denn nun eigentlich will. (verstellt die Stimme) Äh, ne Beratung? [...] Das nächste Gespräch verlief dann etwas humaner. Dann haben die [von der Rentenversicherung] sich gleich erkundigt, wo's denn günstig wäre [...] und von da an war ich dann eigentlich in der Schiene drin [...] Und dann beim nächsten Termin da war's dann schon wieder ein bisschen knapp, weil, (verstellt die Stimme) bis dann und dann brauchen Sie die Unterlagen, denn dann und dann geht das nächste Assessment los und (hebt die Stimme) da muss ich unbedingt mit dabei sein... (lacht) Da war nicht viel Luft dazwischen. [...]

Gerd: [...] Frau [Name BFW-Mitarbeiterin], die hatte dann schon alles vorbereitet und hat dann auf der Rentenstelle Dampf gemacht, weil irgendwelche Unterlagen noch gefehlt haben, denn die sind nicht aus dem Knick gekom-

men.

(FG A, 6:20-7:32)

Wieder weist ein Interessensverband für blinde und sehbehinderte Menschen in eine mögliche Richtung. Die Formulierung »solange ich noch was sehe« deutet auf Ängste. Denn die Erblindung droht, und wenn sie kommt, dann würden Chancen auf Umschulung und damit Einkommen weiter schwinden. Die Uhr tickt also. Gerd sammelt Informationen, füllt Formulare aus und spricht bei der Rentenversicherung vor. Er nennt es ein »Vorstellungsgespräch«, als müsste er eine Eignung nachweisen. Zumindest weiß er, dass es bei solcherart Terminen zwischen den Beteiligten nicht auf gleicher Augenhöhe zugeht. Es wirkt ein ungleiches Machtverhältnis. So wurde er erstmal »angepflaumt«. Der Sacharbeiter versucht, sich Gerds Unsicherheit zunutze zu machen. Ist es nicht möglich, einem seit drei Jahrzehnten in die Kasse einzahlenden Versicherten mit mehr Respekt zu begegnen? Gerd bleibt dennoch hartnäckig und so kommt es zu einer zweiten Begegnung, die angenehmer und konstruktiver verläuft. In seinen Worten: »humaner«. Diese Formulierung deutet auf ein Gefühl von verletzter Würde in der ersten Begegnung. Doch plötzlich geht alles ganz schnell. Der Zeitplan des »Leistungserbringers« bestimmt nun den Takt. Nachdem Gerd anfänglich um sein Recht kämpfen musste, walzen die Rehabilitationsexpertinnen jede weitere bürokratische Barriere nieder, und zwar mit »Dampf«! Spannend an dieser Sequenz aus der Fokusgruppe sind die aufbrechenden Emotionen, als es um Formulare und mangelnde Barrierefreiheit geht. Stefan hatte das Ausfüllen der Formulare von den Sozialarbeiterinnen in der Klinik erledigen lassen. Das händisch auszufüllende Papierwerk umfasst üblicherweise unzählige Seiten, enthält nur sehr Kleingedrucktes und zu kleine Felder zum Ausfüllen. Darüber hinaus berichteten Befragte, dass Erstanträge abgelehnt oder in der Zuständigkeit weitergereicht worden seien und es den formellen Widerspruch brauchte, um das Verfahren in Gang zu setzen. Bei anderen ging es schneller:

Thomas: Bei mir war es recht kurz. Ich war irgendwann mal beim Optiker wegen einer Brille für den Monitor und der hatte mir dann mal empfohlen, mich mit Halle in Verbindung zu setzen. Das hab ich dann beim Jobcenter vorgetragen und dann ging das seinen Gang.

Andrea: Wie schnell ging's denn dann seinen Gang?

Thomas: Also doch recht fix. [...]

Andrea: Wollten Sie das gerne machen, also in den IT-Bereich gehen?

Thomas: Ja. Ja.

Andrea: Und wie kam es zu der Entscheidung?

Thomas: (Pause)

Andrea: Haben Sie das festgelegt oder hat vielleicht jemand gesagt, dass würde zu Ihnen passen?

Thomas: Zum einen das, dass ich mir gesagt hab, das passt eigentlich zu mir [...] Zum andern ... Ja, ich musste mich ja für irgendwas entscheiden, letztendlich.

(FG E,10:15-29)

In diesem Beispiel empfiehlt der Optiker den Rehabilitationsträger. Das liegt offenbar schon länger zurück, denn Thomas musste die Rehabilitation vor Jahren aufgrund gesundheitlicher Probleme unterbrechen. Er wiederholte die Maßnahme und entschied sich für eine anschließende Umschulung zum IT-Kaufmann. Thomas wurde mit der Begründung Sehbehinderung als Kind sonderbeschult und lernte ursprünglich den Beruf des Korbmachers. Davon konnte er jedoch nicht leben. Bedauernd sagt er später: »Weil es einfach keiner mehr schätzt, das Handwerk« (FG A, 25:20). Zurzeit lebt er von ALG II. Die Umschulung in einen Beruf der Digitalisierung interpretiert er als Chance für sich. Ich stolpere allerdings über die Relativierung seines Berufswunsches. Im weiteren Verlauf der Begegnung äußert er, dass er sich zwar allgemein für Computer interessiere, jedoch eine Ausbildung zum Zerspanungsfacharbeiter bevorzugt hätte. Ein entsprechender Arbeitsplatz könnte heutzutage digital nachgerüstet werden, nur müsse er ihn erst einmal haben. Hat Thomas denn einen Arbeitsplatz als IT-Kaufmann sicher? Ich vermute, nein. Doch wird die diesbezügliche Ausbildung vom Reha-Unternehmen angeboten, weil sie der digitalen Umwälzung der Wirtschaft entspricht. Worum geht es also, um »Kundenbedürfnisse«, wie es oben hieß, oder um Unternehmensinteressen?

Der individuelle Weg bis zu einer Maßnahme kann sich hindernisreich gestalten. Die Entmachtung des um Teilhabe ringenden Subjekts manifestiert sich in mangelnder Möglichkeit zur Einflussnahme. Das ihm aufgebürdete zeitliche Regime ist willkürlich, die Entscheidungsstrukturen undurchsichtig. Ein Beispiel dafür liefert die Geschichte von Jene N.; sie wählte ihr Pseudonym selbst. Die Apothekerin ist zum Zeitpunkt des Interviews 44 Jahre alt. Zuletzt war sie mit einem befristeten Vertrag in einer Apotheke angestellt gewesen. Den aber hatte der Arbeitgeber auslaufen lassen, nachdem sie ihn über ihre Diagnose Makuladystrophie informiert hatte. Sie wandte sich an die Agentur für Arbeit und stellte einen Antrag auf Teilhabe mit dem Ziel, geschult zu werden und weiterhin als Apothekerin zu arbeiten. Zur damaligen Zeit war ihre Mutter bereits schwer erkrankt und benötigte häusliche Pflege. Jene N. war zu ihr gezogen, hatte in der Zeit vor der Arbeitslosigkeit versucht, Beruf und Pflege zu vereinbaren. Wenngleich Jene N. zeitnah eine »Funktionelle Belastungserprobung« durchlief, dauerte das Verfahren bis zum Beginn der Maßnahme ein volles Jahr. In dieser Phase drängte die Arbeitsvermittlerin sie zu Bewerbungsaktivitäten. Das ergab für Jene N. überhaupt keinen Sinn.

Jene N.: Was ich nicht verstanden habe, dass ich, um an mein Arbeitslosengeldanspruch zu bekommen, ich eine Arbeit suchen muss. Ich sage jetzt mal, es heißt Arbeitslosengeld und nicht Arbeitssuchendengeld. [...] Ich hätte nicht gedacht, dass das Arbeitsamt mit Bürokratie hin und her ... Und dann hat das BFW was verbockt und dann wieder das Arbeitsamt. [...] Hätt ich nicht gedacht. [...] Das Arbeitsamt weiß, was mein Problem ist, das Berufsförderwerk will Leute, um über deren Nasen an Gelder zu kommen. Warum das ein Jahr gedauert hat, versteh ich bis heute nicht.
(Interview Jene N., 7:32-8:9)

Was in diesem Zitat anklingt, sind Gefühle von Ohnmacht und Wut, hervorgerufen durch die persönliche Konfrontation mit dem »aktivierenden Sozialstaat«. Die um ein dringend benötigtes Hilfsmitteltraining ringende Frau in eine neue Tätigkeit zu zwingen, ist völlig unnötig, wenn nicht absurd. Jene N. muss nicht »aktiviert« werden, sie ist überaus aktiv und strebt nach Arbeit und Einkommen. Dass sich die Rehabilitation verzögert, kann nicht ihr angelastet werden. Es drängt sich bei der Geschichte der Verdacht auf, dass in der Logik der Arbeitsvermittlung sozialversicherungspflichtige Beschäftigung Vorrang vor Rehabilitation hat.

Auch Milan kann Entscheidungen der Agentur für Arbeit nicht nachvollziehen. Zuletzt hatte der jetzt 51-Jährige als Pizzakoch gearbeitet. Der neue Restaurantbesitzer entließ ihn mit der Begründung, er würde zu schlecht sehen. Die Agentur für Arbeit empfahl eine Maßnahme am BFW und kümmerte sich zeitnah um deren Realisierung (FG B, 18:21-24). Doch dieses Angebot hatte einen Haken:

Milan: Das Arbeitsamt hat auch gesagt, gehen Sie in diese Maßnahme. Wenn Sie einen Job bekommen, endet die sofort. Sie haben auch gesagt, ich muss auch selber suchen. Ich kenne ja viele Leute, da muss ich selber suchen. Aber ich weiß nicht, welche Arbeit ich noch machen kann. Das ist das Problem. Ich kann jede Arbeit nehmen, ob Straßenreinigung oder Reinigungsfirma ...

Andrea: Aber keine Büroarbeit.

Milan: Nein, Büro nicht. Büro nicht. Büro ist nicht meine Sache, bin ich auch nicht mehr jung genug für. Ich bin schon 50. Also wer nimmt dich im Büro? Und dann mein Deutsch. Wegen Deutsch bin ich ja auch hergekommen. (FG B, 21: 22-23)

Der Verdacht, sozialversicherungspflichtige Beschäftigung geht vor Rehabilitation und damit Arbeit vor Gesundheit, erhärtet sich. Aber sehen wir weiter. Isabel ist Migrantin mit Sehbehinderung, die sich anders als Milan in der deutschen Metropole auf ihr Englisch verlassen kann und auf ihren Masterabschluss in Wirtschaftswissenschaften aufzubauen versucht.

Isabel: Für mich ist es so, ich möchte Fachdeutsch haben. Ich kann normal in einer Firma arbeiten. Ich kann auch auf Englisch, Deutsch, Spanisch normal arbeiten. Ich habe aber noch nichts gefunden, deshalb hat mich die Arbeitsagentur hergeschickt.

Andrea: Mhm.

Isabel: Ja. Aber wenn ich eine Arbeit morgen finde, kann ich einfach gehen. (FG E, 7:28-8:1)

Andere Personen in der Zeit- und Lebensplanung zu regulieren, stellt eine Form der Machtausübung dar. Offenbar sind die einzelnen Entscheidungen

hinter den Geschichten von Jene N., Milan und Isabel von Regeln geleitet und keine zufälligen Manifestationen von Macht. Alle drei Personen werden zur vorrangigen Arbeitssuche aufgefordert. Die einzelnen Personen deuten mit ihren Erzählungen auf sehr unterschiedliche Interessen. So braucht Jene N. dringend Unterweisung in assistiver Technologie, Milan bessere Deutschkenntnisse für die Alltagskommunikation und Isabel deutsche Fachsprache Wirtschaft. Aus der Perspektive der Arbeitsagentur fallen Jene N., Milan und Isabel jedoch gleichermaßen in die Kategorien »arbeitsfähig« sowie »sehgeschädigt«, was ihre Zuweisung zu Maßnahmen beim Berufsförderungswerk rechtfertigt. In Bezug auf Milan und Isabel entsteht allerdings der Eindruck, die Sehbehinderten mit Migrationshintergrund würden hier zwischengelagert.

Zu diesen Erfahrungen fast schon in Widerspruch steht Pauls Geschichte. Der 28 Jahre junge Mann ist ausgebildeter Koch und hing an seinem Beruf. Diabetes Typ 1 und Folgeerkrankungen führten zu Komplikationen und langen Fehlzeiten auf der Arbeit. Schließlich wurde ihm noch während einer Krankschreibung gekündigt. Zusätzlich erlitt er auf den Augen infolge der Grunderkrankung eine Netzhautablösung. Die Erblindung nahm ihren Lauf. Dennoch wollte Paul unbedingt weiterarbeiten.

Paul: Ich war beim Arbeitsamt. Das Arbeitsamt wollte mich EU [erklären], also erwerbsunfähig. Ich bin in Widerspruch gegangen. Hab mich dann selber hier bei Frau [Name BFW-Mitarbeiterin] vorgeladen und bin dann letztes Jahr im Januar zur Arbeitserprobung zwei Wochen gekommen.
(FG C, 2:26-29)

Ähnliche Dinge berichtet Karl, Biologielaborant in der Lebensmittelkontrolle:

Karl: Bin dann auf's Arbeitsamt, hab das geschildert. Ja, medizinischer Dienst [Name große Mittelstadt]. Bevor ich den [Termin] bekommen hab, ist ein halbes Jahr, dreiviertel Jahr vergangen. War dort gewesen. Dann hat das Arbeitsamt gesagt, so, Sie können nichts mehr arbeiten [...] (verstellt die Stimme) Sie sind ja nicht vermittelbar.
(FG C, 5:30-6:3)

Karl erzählt weiter, dass er sich danach intensiv bei der Rentenversicherung, in die er schließlich lang genug einzahlte, um eine Umschuldungsoption bemühte und am Ende doch noch zum Berufsförderungswerk kam. Abwim-

meln, Ablehnen, Aufschieben. Die Belegzitate geben Hinweise auf eine Praxis der Ausgrenzung, die mit medizinischen Kategorien begründet wird. Jedoch widersetzen sich Paul und Karl den Versuchen der Agentur für Arbeit, sie jeweils aus der Arbeitsgesellschaft auszusortieren. Alle bisher in diesem Kapitel geschilderten Fälle zeigen, dass niemandem bedingungslos eine Leistung zur Teilhabe gewährt wird. Die meisten der Befragten berichten sogar von Kämpfen, die sie führen mussten oder von Unterstützung durch Dritte. Wenn hingegen der Staat das antragstellende Individuum für präparationsfähig befindet, handelt er durchaus auch mal schnell. Zügiges Handeln trifft sich in der Tat mit den Interessen von Rehabilitationsunternehmen. Ökonomische Interessen wurden von Jene N. bildlich angesprochen mit »über [die] Nasen [der Sehbehinderten] an Gelder kommen«. Und im Kapitalismus heißt es nicht umsonst, Zeit ist Geld.

Harry: [Da] war ich beim BFW Halle und hab mir das mal angeschaut, Arbeitserprobung. Vorher hab ich mich mal beim BFW Berlin vorgestellt gehabt, genau. Weiß ich noch. Da war der Herr [Name Reha-Assessment-Leiter], der war auch zufällig da. Der hat mich dann gleich erstmal nach unten gebeten und dann mal einen kleinen Sehtest gemacht. Und hat mal gefragt, wie es denn so ist und so weiter und ja-a, dann bin ich eben zur Erprobung zum BFW Halle gegangen. Zu einer sechswöchigen Erprobung, sechs Wochen Internat [...]. Ja gut, da gab's ein Assessment, das vor allem die ersten zwei Wochen lang ging. Es ging aber danach noch weiter, weil, man wurde danach noch weiter beurteilt, ob man ... Ja, da hab ich sogar noch eine Beurteilung bekommen. (verstellt die Stimme) Sein Verhalten gegenüber den Lehrkräften ... Das kann ich noch so zitieren, war stets einwandfrei (lacht). Ja, solche Sätze standen da drin, ja. Ob er pünktlich ist oder was weiß ich, auf was da noch Wert gelegt wird, ja.

(Interview Harry 19:2-16)

Sehbehindert? Dann gleich mal zum Sehtest! Warum bittet der Rehabilitationsexperte Harry, der doch nur Informationen benötigt, unmittelbar zu einer medizinischen Untersuchung? Worin besteht das Ziel dieser Maßnahme? Will der besagte Mitarbeiter nichts anderes, als in Harrys Interesse den Prozess bis zur Bewilligung der Rehabilitation beschleunigen? Oder steht die Kundenakquise im Vordergrund des resoluten zeiteffizienten Handelns? In dem einen wie dem anderen Fall entsteht folgende problematische Situation: Die um Informationen bemühte Person wird in einen Patienten transformiert. An-

schließlich stellt sich die Frage, warum Harry das mit sich geschehen lässt. Er scheint ihm in dem Moment das Vorgehen des besagten Mitarbeiters normal? Bereits seit der Kindheit ist Harry sehbehindert. Da mag ein gewisser Gehorsam gegenüber augenmedizinischen Experten inkorporiert sein. Jedoch könnte Harry kraft seiner Erfahrung und Kompetenz auch ohne Test über seine Sehleistung Auskunft geben. Seine bereitwillige Kooperation deutet für mich auf zwei Umstände: Erstens Leidensdruck, denn Harry will aus Hartz IV raus, und zweitens pragmatisches Handeln, um dieses Fernziel zu erreichen. So scheint es ihm ratsam, sich zu fügen. Ja und dann kamen die sechs Wochen Erprobung am BFW. Harry wird später erzählen, nach intensiver Befragung und Begutachtung in laufende Kurse geschickt worden zu sein. Er sollte hospitieren, um sich für eine Umschulung zu entscheiden. Interessant an der hier präsentierten Stelle ist die Relevanzsetzung des Sprechers: Zum einen hebt er die Belastung durch das zeitliche Regime hervor: »sechs Wochen«. Indem er die Wortgruppe wiederholt, werden aus den sechs Kalenderwochen zwölf gefühlte Wochen. Darüber hinaus weist er auf ein Regime der Verhaltensregulation hin und zieht dieses ins Lächerliche. Harry reflektiert diverse Techniken der sozialen Kontrolle. Dennoch ordnet er sich unter. Er ist nicht machtlos. Er weiß um die Macht, welcher er und andere ausgesetzt sind, während er aus Pragmatismus mitmacht.

Damit sind alle drei Komponenten der Produktion des Raumes der Anpassung fürs Erste skizziert. Der wahrgenommene Raum der Anpassung entsteht durch materielle Praktiken, die historisch vorstrukturiert und aus der neoliberalen Neuordnung von Sozialstaat und Berufsförderung abgeleitet sind. Der vorgestellte Raum der Anpassung entsteht durch die soziale Wirkmacht von sprachlichen und anderen kulturellen Repräsentationen. Der gelebte Raum wiederum entwickelt sich in alltagsweltlichen Aushandlungsprozessen. In diesen geraten die Interessen einerseits der Subjekte mit Behinderung und andererseits der »Leistungsträger« und »Leistungserbringer« in Widerspruch zueinander, werden jedoch situativ in Einklang miteinander gebracht.

4.2 Funktionen und Formen von Wissen

Wissen als Ressource

Was sich aus den Geschichten der Akteurinnen und Akteure über Weg in die Weiterbildung extrahieren lässt, sind Zielgerichtetheit und Ergebnisorientierung als Handlungsmuster. Ich spreche hier und im Folgenden von Weiterbildung anstatt von Rehabilitation. In Weiter-Bildung steckt eine Ressource, welche die Personen bereits haben und aus guten Gründen diversifizieren wollen. Aus ihrer Sicht geht es um Wissenszuwachs, Fertigkeiten sowie Entwicklung. Beispiele für diese Einstellung sind folgende Zitate:

noch was dazu lernen
(Gerd, FG A, 6:25-26)

dann doch noch eine Ausbildung mache
(Ariane, FG E, 10:1-2)

Seitdem lern ich hier IT-System-Kaufmann. Ich bin im dritten Semester.
(Stefan, FG A, 5:16-17)

Anhand der vollständig transkribierten Fokusgruppendifkussionen und narrativen Interviews lässt sich feststellen, dass die Befragten das Wort Rehabilitation nur dann verwenden, wenn sie die blindentechnische Grundrehabilitation meinen; das liegt nahe. Wenig überraschend findet sich auf den ca. 400 Seiten Befragungstranskription nur ein einziges Mal »Rehabilitand«, und zwar als Karl sagt: »ein Großteil der Rehabilitanden hier [ist] Diabetiker« (FG C, 20:13). Desgleichen fallen die Begriffe Maßnahme und Anpassung nur in Bezug auf die sogenannte Maßnahme zur Anpassung und Integration, an welcher die jeweilige Sprecherin oder der Sprecher teilnahm. Die Wörter Anpassung und sich anpassen treten nur zweimal auf: Gerd passte die Benutzeroberfläche an sein Sehverhalten an (FG A, 11:18) und Susannes Optiker nahm eine Anpassung ihrer Brille vor (FG C, 17:31). Die Befragten benannten die Maßnahmen in Anlehnung an das Portfolio der Einrichtung sowie in Referenz zu Abkürzungspraktiken aus Berufsausbildung oder Studium. Damit akzeptieren sie teilweise die vorgegebene Ordnung. Gleichzeitig widersetzten sich die Subjekte – wenn auch unbewusst – der herrschenden Sprache einer sowohl dem medizinischen Modell als auch der Ökonomisierung verhafteten beruflichen Rehabilitation. Weder wollen sie rehabilitiert werden, noch etwas kaufen. Sie wollen sich weiterbilden. Für den Oberbegriff Weiterbil-

dung spricht zudem, dass das Berufsförderungswerk selbst die Programme in Semester taktet. Es gibt allerdings eine interessante Ausnahme in meinem Korpus von Transkripten. So spricht eine Person wiederholt von seiner Maßnahme als einer »Reha«. Darauf wird genauer einzugehen sein.

Die bisher erzählten Geschichten deuten auf drei verschiedene Widerstandsressourcen: die Fähigkeit zum zielorientierten Handeln, die Fähigkeit zur Organisation von Unterstützung sowie die Fähigkeit zur Reflexion von erlebter Ungerechtigkeit. Inwieweit im Einzelfall das aus diesen Fähigkeiten heraus entfaltete Handeln die Akzeptanz der Sehschädigung voraussetzt, vermag ich für die in Fokusgruppen befragten Personen nicht zu sagen. Es kann jedoch unter Bezug auf die Fachliteratur eine das Handeln notwendig voraussetzende Akzeptanz des chronischen Stressors angenommen werden (vgl. Himmelsbach 2009: 74). Über diesen Teil der Befragten lassen sich ebenso wenig Aussagen zum individuellen Vertrauen in die Verstehbarkeit und Handhabbarkeit der Sehschädigung oder deren subjektiver Bedeutung treffen. Ich weiß also nichts über das individuelle Kohärenzgefühl im Sinne von Antonovsky (1997). Dieser Umstand ist auf meine Befragungsmethode zurückzuführen. Um Personen in ihren Gedanken und Gefühlen zu verstehen, reicht eine Fokusgruppendifkussion in keiner Weise aus. Sinnvoller sind auf das einzelne Individuum konzentrierte Befragungen in geschützten Räumen sowie längere Beobachtungen. Ich werde daher auf Fragen der Akzeptanz von Krankheit und ihre Bedeutung für den Umgang mit Behinderung erst in einem späteren Kapitel und auf Basis der narrativen Interviews eingehen. An dieser Stelle möchte ich weitere individuelle Handlungsressourcen sichtbar machen. Ich beziehe mich dabei auf das Konzept der generalisierten Widerstandsressourcen (Antonovsky 1997: 16). Beginnen wir mit der Ressource, an der es allen eklatant mangelt:

Geld und anderes ökonomisches Kapital: Zu der Zeit, als die 26 Befragten eine Weiterbildung am BFW aufnahmen, waren 22 von ihnen arbeitssuchend, lebten von Übergangsgeld, ALG II, Erwerbsunfähigkeitsrente, Unfallrente oder hatten kein eigenes Einkommen. Drei hatten unbefristete Verträge in privaten oder staatlichen Unternehmen, ein vierter war Beamter im öffentlichen Dienst, wobei sich aus den Erzählungen dieser vier Personen rekonstruieren lässt, dass sie zur unteren Mittelschicht gehörten. Die überwiegende Mehrheit zählte zu den Prekarisierten in der Arbeitsgesellschaft. Dabei konnte die finanzielle Mehrbelastung für alle hoch sein. So mussten nicht gewährte Hilfsmittel unter Umständen selbst gekauft werden und fielen Zuzahlungen zu operativen Eingriffen und Therapien an. Im Übrigen zahlen einige Kas-

sen bestimmte Behandlungen erst gar nicht, beispielsweise Injektionen bei AMD, Laseroperationen, Elektrostimulationen etc. Die Befragten gaben außerdem an, durch Kosten für Grunderkrankungen sowie die durch Sehschädigung entstandenen Folgeerkrankungen zusätzlich belastet zu sein. Das alles ist äußerst problematisch insbesondere bei Langzeitarbeitslosigkeit:

Paul: Wenn ich jetzt einfach mal sagen müsste, was ich persönlich bezahlen musste die letzten drei Jahre (Pause) Hm, bin ich auch so bei eins fünf, vielleicht zwei tausend. Dadurch, dass mir auch manche Hilfsmittel nicht gestellt werden

(FG C, 25:20-22)

Prekarisierung in Kombination mit Behinderung erhöht die Verwundbarkeit der Individuen. Als in den Gruppen über die Bedeutung von Arbeit im Leben gesprochen wurde, fielen nicht nur Aussagen wie Sinnstiftung, persönliche Entwicklung oder das Bedürfnis, mit anderen zu kommunizieren, sondern es hieß ferner:

Ariane: Also, ich bekomme jetzt ALG II. Dass ich davon wegkomme.

(FG E, 10:31-32)

Das Bedürfnis nach mehr Lebensqualität und der Wunsch nach Unabhängigkeit konstituieren entscheidende Motive für eine Tätigkeit, die auf die Aufwertung der eigenen Arbeitskraft gerichtet ist.

Ich-Stärke: Dieser Begriff verweist auf Autonomie in der Wahrnehmung und Deutung der Welt sowie in Bezug auf die eigene Tätigkeit. Autonomie setzt Wissen und Vertrauen in bestimmte Lebensbereiche voraus sowie das Vorhandensein von bewussten und unbewussten Mechanismen im Umgang mit Unsicherheiten und Ängsten. Manifestationen von Ich-Stärke wurden in den vergangenen Kapiteln vielfach deutlich, etwa wenn es um die Bewältigung von Herausforderungen im öffentlichen Raum oder das hartnäckige Ringen um Weiterbildung ging. Nehmen wir wieder Paul, den Koch. Die Agentur für Arbeit wollte den noch nicht einmal dreißigjährigen Facharbeiter in die Erwerbsunfähigkeit schicken. Der junge Mann entschloss sich zur Gegenwehr und holte sich dafür Unterstützung. Nach seiner Entscheidung für eine Umschulung zum Kaufmann im Gesundheitswesen befragt, lachte er zunächst und meinte dann:

Paul: Irgendeinen Beruf kann ich machen. [...] Da ich ähnlich wie Karl seit Kindesalter Diabetiker bin, dacht ich mir, warum nicht KIG [Kaufmann im Gesundheitswesen]? Da kann ich auch ein bisschen mitquatschen [...] Man ist ja sonst nur wie so ein Stück Fleisch, das zur Beobachtung dargelegt wird. Aber jetzt, mit den ganzen Fachbegriffen ...
(FG C, 9:16-5)

... die ich kenne, bin ich nicht mehr ganz so wehrlos, könnte der Satz zu Ende gesprochen lauten. Er ging aber im Lachen auch der anderen in der Gruppe unter. Ich werte die Aussage nicht als Ausdruck von Fatalismus. Vielmehr verweist sie auf die symbolische Zurückgewinnung der durch die Expertinnen der Medizin abgesprochenen Handlungsmacht des Patienten. Wissen stellt Ressourcen für das Handeln zur Verfügung. Ich-Stärke ist gleichzeitig Voraussetzung und Resultat von Wissenserwerb.

Kulturelle Stabilität: Der Anthropologe Clifford Geertz formulierte in Anlehnung an den Soziologen Max Weber, dass wir Menschen in »selbstgesponnene Bedeutungsgewebe verstrickt« seien. Er betrachtete »Kultur als dieses Gewebe« (Geertz 1987: 9). Bedeutungen werden durch materielle und diskursive Praktiken erzeugt, wobei Repräsentationen als Mittel fungieren. Um Bedeutung wird gestritten, sie wird verhandelt, auf Dauer gestellt oder verworfen. Kulturelle Stabilität meint das Verstehen von Bedeutungen, die sinnlichen Tätigkeiten wie auch abstrakten Begriffen zugeordnet sind, sowie den sicheren Umgang mit diesen Bedeutungen. Sie verweist auf Identität, Lebensentwurf und Werteorientierungen. Nehmen wir an dieser Stelle Beispiele aus dem Themenfeld Bedeutung von Arbeit, das in den Gruppen diskutiert wurde. Als Motive für Arbeit wurden, wie schon angesprochen, Sinnstiftung, persönliche Entwicklung, Kommunikationsbedürfnis sowie vor allen Dingen Sicherung einer Erwerbsquelle genannt. Darüber hinaus diskutierten die Befragten Bedingungen von Arbeit sowie das Verhältnis von Arbeit und Privatleben. Eigentlich waren sich dann immer alle einig darin, dass Arbeit und Privatleben voneinander getrennt sein sollten. Dazu folgendes Zitat:

Hajo: [...] obwohl ich immer so ein familienverbundener Mensch bin, hab ich in meiner Arbeitszeit meine Arbeit zu machen. Und wichtig ist aber auch, dass man die Sachen, die man auf der Arbeit erlebt hat, [...] nicht mit nach Hause nimmt und umgekehrt auch nicht.
(FG B, 32:32-33:3)

Hajo (44 Jahre) legte die Fachhochschulreife ab und wurde Musiker. Er ist geburtsblind und wuchs mehrsprachig in einer Familie mit transnationaler Migrationserfahrung auf. Vor einigen Jahren begann er ein Jurastudium, gab es jedoch aufgrund von behinderten Zugänglichkeiten zu Rechtstexten und Fachliteratur auf. Seine Aussage repräsentiert Sicherheit in Bezug auf bestimmte kulturelle Werte, Normen und Regeln sowie Diskurse, in die diese eingebettet sind. Kulturelle Stabilität kann sich auch in den Formen der geistigen Auseinandersetzung mit gesellschaftlichen Konflikten widerspiegeln. So diskutierten die Befragten das Problem der sozialen Ungleichheit und Fragen von Gerechtigkeit. Dazu eine Aussage von Hannah (44 Jahre), Entwicklungsmanagerin, zuletzt in einem Start-up-Unternehmen tätig:

Hannah: Ich finde auch bei dieser Diskussion zum Beispiel über das Bedingungslose Grundeinkommen ganz spannend, dass es da ja nicht darum geht zu sagen, (imitiert) da können die ja alle faul sein und Geld kriegen fürs Nichtstun [...]. Sondern es geht darum, dass jeder ja dann den Anspruch hätte, etwas mehr Geld zu haben und damit etwas für sich, seine Familie oder wen auch immer [...] zu tun. Und darum sollte es ja auch bei der Teilhabe gehen.
(FG B, 31:3-10).

Wie auch Hajo durchläuft Hannah eine Maßnahme zur Anpassung und Integration. Unter Bezug auf das Konzept Bedingungsloses Grundeinkommen (BGE) formuliert sie ihre Vorstellungen von Partizipation. Sie bringt libertäre sozialpolitische Ideen über die Umverteilung von Reichtum im Zeitalter der Digitalisierung mit dem Diskurs um Teilhabe und Inklusion zusammen. In Interpretation ihrer Worte meint Teilhabe nicht die Integration ins Arbeitsleben im Sinne von Anpassung des Individuums an die herrschenden Bedingungen. Teilhabe bedeutet also nicht Einpassung des Individuums und Abschöpfen seines Potentials für messbare wirtschaftliche Nützlichkeit. Vielmehr müssten auf der Basis einer ökonomischen Absicherung für alle die freie Entfaltung in der beruflichen Tätigkeit sowie die Arbeit für Familie und Gesellschaft ermöglicht werden. Hannahs Sicherheit im Lesen, Deuten und Mitgestalten von gesellschaftlichen Diskursen exemplifiziert kulturelle Stabilität als Widerstandsressource.

Kulturelle Stabilität wird insbesondere durch Sozialisation, Bildung und Arbeitsbiographie hergestellt (vgl. Bourdieu 2009). Ich habe im Methodenkapitel dargelegt, dass die Hälfte der Befragten das Abitur und fast alle qua-

lizenzierte Berufs-, Fachhochschul- bzw. Hochschulabschlüsse vorweisen. Die Befragten bringen berufliche Sach-, Fach- und Methodenkompetenzen sowie Allgemeinwissen und Kommunikationsfähigkeiten in die Weiterbildung mit. Darüber hinaus realisiert sich kulturelle Stabilität auf anderen Wegen. Nehmen wir Matthias als Beispiel. Er ist 34 Jahre alt, von Beruf Bürokaufmann, absolvierte eine Weiterbildung zum Steuerfachwirt und wurde schließlich Beamter in der öffentlichen Finanzverwaltung. Sein Sehvermögen ist bereits seit der Kindheit durch eine Zapfen-Stäbchen-Dystrophie beeinträchtigt, er ist seit drei Jahren »als blind anerkannt« (FG D, 9:10). Um den Grad der digitalen Transformation seines Arbeitsplatzes zu beschreiben, erzählt er zunächst von Momenten des Scheiterns. So versuchte er, an einem Rechner mit einem bestimmten Basisbetriebssystem mit seiner Vergrößerungssoftware für Sehbehinderte PDF-Dateien zu bearbeiten. Dies war praktisch kaum möglich, zumindest jedoch eine völlig ineffiziente Nutzung von Zeit. Gemeinsam mit dem Vorgesetzten wurden dann andere Arbeitsaufgaben definiert, die sich durch Anwendung des Betriebssystem-Hausmittels zur Vergrößerung eher realisieren ließen:

Matthias: Und da hab ich dann angefangen [...] zwölf dicke Leitz-Ordner voll mit einzelnen Blättern [...] zu digitalisieren [...] das hab ich so in der Zeit vor der Reha gemacht. Ja, ich war so ein bisschen der IT-Multi für das Referat. Also wenn's um Tabellen ging, Formeln, Dokument erstellen, Serienbrieffunktion einrichten, sowas hab ich halt vorher gemacht, anstelle der eigentlichen Aufgabe mit dieser ja, PDF-Auswertung [...]
(FG D, 19:26-20:11)

Das Zitat verweist auf individuelle Kompetenzen und Flexibilität sowie auf Sicherheit in der Position im beruflichen Praxisfeld. Matthias' Arbeit kommt Bedeutung zu, seine Tätigkeit wird von anderen anerkannt. Seinen eigenen digitalen Barrieren zum Trotz kann er andere Kolleginnen und Kollegen in der Datenverarbeitung unterstützen. Im Referat bringt der blinde Mann die Digitalisierung ein Stück weiter! Für Matthias gibt es keinen Grund zur beruflichen Umorientierung. Am BFW lernt er die Kulturtechnik Computer-Braille. Gleichzeitig nimmt er eine Auszeit von der Arbeit. Matthias betrachtet die blindentechnische Grundrehabilitation als »Reha«. Mit einem Mehr an Digitalkompetenz wird er an seinen sozialrechtlich abgesicherten Arbeitsplatz und in seine Position zurückkehren. Allerdings manifestiert sich kulturelle Stabilität ebenso in einem sicheren Umgang mit Differenz. Wie sicher fühlt

sich das Subjekt, wenn es in wichtigen Bereichen seines Lebens plötzlich und dann auf Dauer behindert wird? Wenn die gesellschaftlichen Normativitäten die individuelle Normalität als Differenz zurückspiegeln? Wenn die Erfahrung von Stigmatisierung gemacht wird? Dann kann es zu Rissen in der Identität kommen.

Soziale Unterstützung: Die Aussagen der Befragten weisen auf konkrete Unterstützung durch Familienangehörige wie Eltern, Geschwister, Partnerinnen und Partner hin. Aus dem Material lässt sich ableiten, dass mindestens zehn der 26 Befragten alleinstehend waren; einige davon geschieden. Das bedeutet jedoch nicht, dass sie »allein« waren. So wurden Ex-Partnerinnen und Ex-Partner, Freundinnen und Mitbewohnerinnen, sowie Kolleginnen erwähnt, die Alltagshilfe leisteten. Ferner erwuchs soziale Unterstützung aus Beziehungen in Interessenverbänden von Blinden und Sehbehinderten. In wissenschaftlichen Umfragen wird routiniert nach sozialer Unterstützung durch Familie, Kolleginnen und Arbeitgeberinnen gefragt. Studien belegen die Bedeutung von Unterstützung durch Selbsthilfegruppen (ABSV 1999; Himmelsbach 2009). Die Bedeutung der Kategorie soziale Unterstützung muss allerdings erweitert werden. Denn erstens gestaltet sich soziale Unterstützung nicht unbedingt als Einbahnstraße, sondern stellt häufig einen fortlaufenden Kreislauf von Geben und Nehmen dar. Zweitens hat soziale Unterstützung eine symbolische Dimension und erwächst aus der Anerkennung bisheriger Tätigkeit. Wenn sich die Person in der Nachbarschaft engagiert, kulturell-künstlerischen Tätigkeiten nachgeht, politisch organisiert ist, die Elternvertretung der Schule leitet oder an den Aktivitäten einer ländlichen Kooperative teilnimmt, kann sie Anerkennung generieren und somit symbolische Unterstützung der sozialen Position selbst herstellen. Drittens werden (minderjährige) Kinder bei derartigen Befragungen tendenziell vernachlässigt. In einer Fokusgruppe erwähnten einige Befragte Kinder im Grundschulalter, die sie bei Einkäufen oder Fahrten mit Bus und Bahn unterstützten. Die Kinder lasen der Mutter bzw. dem Vater vor, was die Erziehungsberechtigten eben nicht mehr sahen in der spezifischen Situation. Das würde die Kinder sogar manchmal »total stolz« machen, man dürfe sie aber nicht »überbelasten«, warnte eine Mutter (FG B, 7:20;26). Wenn soziale Unterstützung allgemein auf Sicherheit im Sozialen verweist, so spielen die Kinder eine wichtige Rolle. Besonders die alleinerziehenden Mütter bzw. Väter artikulierten Beunruhigung darüber, durch Einkommenseinbußen, Weiterbildung und vorübergehenden Internatsaufenthalt den Sohn oder die Tochter zu benachteiligen; »das ist schon ein einschneidendes Erlebnis für mein Kind hier [im Internat]«, mein-

te ein Vater (FG B, 14:24). Die Befragten verdeutlichten gleichzeitig, dass ihre Verantwortung als Eltern motivierend in der Entscheidungsfindung für eine Weiterbildung wirkte, insofern diese mit der Hoffnung auf bessere Chancen für sich und damit finanzielle Absicherung der Kinder verbunden war (FG D; FG A).

Neben den positiven Aspekten sprachen die Befragungen Enttäuschungen vom sozialen Umfeld an und verwiesen auf einen gefühlten Mangel an Unterstützung – gefühlt, weil Erwartungen etwa an Eltern, Freundinnen oder Kolleginnen nicht erfüllt wurden. Enttäuschungen lesen sich zum Beispiel folgendermaßen:

Carlo: Ich muss auch sagen, seit ich was mit den Augen habe, ich hab viele Freunde verloren.

Lisa: Hm.

Carlo: Es wird gesagt, ich bin arrogant, ich bin eingebildet und grüß ja nicht mehr. Ich hab den Leuten zigmal erklärt, was los ist. Die wollen das nicht verstehen.

Lisa (stöhnt)

Andrea: [...] Sie sagten ja auch, dass Sie Bands promoten und so weiter ...

Carlo: [schnell] Ach, die gehen ganz normal mit mir um. Wenn ich was frage, die helfen mir dann auch. [...] Aber die Bands, die sind halt weiter weg, das mach ich ja alles am Computer [...] Und in meinem Bekanntenkreis, (verstellt die Stimme) der sieht uns ja gar nicht mehr. Der ist arrogant geworden ... (hebt die Stimme) Ich sehe euch nicht... Und wenn man das immer erklären muss, und die haben's immer noch nicht verstanden, hat man irgendwann die Schnauze voll.

Gerd: Ja. [...]

Lisa: Kenn ich auch. [...] Ich hab einen Freundesstamm in [kleine Großstadt] [...] Wenn ich mal irgendwo Hilfe brauche, die sind sofort da. Aber das ist so ein Stamm, die hab ich schon seit zehn, zwölf, dreizehn Jahren. Das war aber auch harte Arbeit, weil man kann bei Menschen, wie Carlo sagt ... (mit

erregter Stimme) Man sieht's nicht und man sieht die Leute einfach nicht. Auch mit der Verwandtschaft ist das so, das geht ja bis in die Familie rein. Auch Cousinen, Cousins, Onkel, Tanten ... (verstellt die Stimme) Mensch, wie arrogant bist du denn? Du grüßt uns gar nicht mehr... Wie denn, wenn ich euch gar nicht sehe.

Carlo: Das kannst du zehnmal erklären.

Lisa: Ja.

Carlo (auf den Tisch klopfend): Die kennen halt sehend und blind. Das dazwischen kennen die nicht.

(FG A, 20:30-22:4)

Methodologisch gesehen ist hier sehr interessant, wie in kollektiver Weise ein Argument formuliert wird: durch Input, gegenseitige Bestätigung, Ergänzung, Wiederholung von Schlüsselwörtern sowie Zustimmung zu einer Aussage durch Umformulieren von Sätzen. Inhaltlich gesehen exemplifiziert diese Passage frühere Ausführungen zu den Widerstandsressourcen. Ich-Stärke manifestiert sich in den angesprochenen Selbsterklärungen zu Behinderung, die vom Umfeld jedoch leider nicht verstanden werden. Kulturelle Stabilität zeigt sich im normativen Verständnis von fairer Behandlung, soziale Unterstützung in den langjährigen Freundschaften. Allerdings sind kulturelle Stabilität und soziale Unterstützung gefährdet, wenn interpersonale Bindungen durch die soziale Wirkmacht von Differenzkategorien an Kohäsion verlieren, sich sogar auflösen. Immer wieder tauchte in den Befragungen – und auch in vielen meiner Alltagsgespräche mit anderen Sehbehinderten – das von Carlo angesprochene Problem auf: Sehbehinderung an sich ist nicht sichtbar. Carlo bringt es auf den Punkt, wenn er über die gescheiterte Kommunikation mit seinen Freunden und Bekannten spricht: »Die kennen nur sehend und blind. Das dazwischen kennen die nicht.« Ungünstiger Weise scheint die »out-group« sich dem Verstehen zu verweigern, obgleich sich die behinderte Person in ständiger Erklärung übt. Wer Carlo vor der Sehbehinderung kannte und ihn vornehmlich in vertrauten Räumen trifft, mag übersehen, dass *er* jetzt anders sieht. Carlo sowie Lisa weisen darauf hin, dass sie bereits oft genug ihre neue Lebenslage erklärt hätten. Dennoch obsiegen Vorurteilsstrukturen. Carlo, Lisa und Gerd repräsentieren durch ihr Verhalten nicht das, was sich andere unter »sehbehindert« bzw. »blind« vorstellen. So benutzte Carlo

in seinem kleinen Heimatort keinen Langstock, fuhr sogar manchmal noch Fahrrad, wie er erzählt. Gerd und Lisa bedienten sich des Langstocks erst seit der Weiterbildung. Alle drei arbeiteten am PC, waren mobil und richteten in Gesprächen ihre Augen auf das Gesicht der Person gegenüber. Aus diesem Verhalten zogen Teile des sozialen Umfelds wohl den Schluss, sie seien doch gar nicht blind und könnten auf der Straße auch grüßen. Lisa erklärt, es sei »harte Arbeit« gewesen, Beziehungen trotz dieser ständigen Missverständnisse aufrechtzuerhalten, Carlo scheint es aufgegeben zu haben. Lisas Aussage gibt im Übrigen ein schönes Echo auf Bourdieus Kapitalbegriff als akkumulierte Arbeit (Bourdieu 1983: 183): die Unterstützung, die Lisa durch ihre langjährigen Beziehungen erfährt, basiert auf Arbeit. Das Argument, das die Befragten in dieser Fokusgruppe entwickeln, muss als Folge der Weiterbildung betrachtet werden. Diese setzte einen Prozess der kollektiven Selbstvergewisserung in Gang. Um zusammenzufassen: Wer zur Weiterbildung kommt, verfügt über jede Menge Kompetenzen und Fähigkeiten. Woran es den Subjekten mangelt, sind gute Arbeit, (mehr) Digitalkompetenz für mehr Partizipation sowie ein geschützter Raum, in dem sich gegenüber der »out-group« im Sinne von Goffman (2018) nicht »zermalen« werden muss.

Wissen als kundenorientiertes Angebot

Nach der Untersuchung der Handlungsmotive und Ressourcen auf Seiten der Teilnehmenden an Weiterbildungsmaßnahmen wird nun der Blick auf das gelenkt, was ihnen für diese versprochen wird. Die in Fokusgruppe oder Einzelinterview befragten Personen nahmen zum gegenwärtigen bzw. einem früheren Zeitpunkt an einer der im Folgenden vorzustellenden Maßnahmen teil.

Maßnahme zur Anpassung und Integration: Dieses Programm richtet sich an »Sehbehinderte und blinde Erwachsene, die über verhältnismäßig aktuelle Kenntnisse und Fähigkeiten in unterschiedlichen Berufsbereichen verfügen.«⁶ Sie dauert zehn Monate und kann unter Umständen verlängert werden. Zu Beginn klären die Reha-Integrationsmanagerinnen (RIM) mit jeder Person in räumlich getrennten Gesprächen die individuellen »Ziele der Maßnahme« und welche Hilfsmittel benötigt werden. Inhalte der Maßnahme sind dann für alle:

6 <https://bfw-halle.org/bildung/anpassungsqualifizierung/massnahme-anpassung.html> (letzter Zugriff 20.02.2021).

Motivation und Selbstsicherheitstraining; Erfassung individueller Defizite/Teilnehmerprofile; [...] Berufswegplanung/Berufseinstiegsanforderungen, Arbeitsorganisation; Kommunikationstraining; Aktualisierung der Anwendung neuer Software; Bürokommunikation (Internet, Online, Fax); Aktualisierung vorhandenen Wissens; neue Rechtschreibung; Bewerbungs- und Integrationstraining.⁷

Zusätzlich ist ein Praktikum vorgesehen. Auf einen entsprechenden Platz müssen sich die Teilnehmenden bewerben. Dann wird das Praktikum gemeinsam mit der RIM vorbereitet und später evaluiert. Ein Ziel der Maßnahme besteht in der »Beseitigung individueller Defizite«. Nach der idealen Vorstellung des Bildungsträgers wandelt sich der Praktikumsplatz in einen sozialversicherungspflichtigen Arbeitsplatz um. Von daher endet die Maßnahme mit der »Arbeitsplatzvorbereitung«, zu der die Anpassung durch Hilfsmittel gehört.⁸ Sinn und Zweck der Maßnahme ist also, die Person in Arbeit zu bringen.

Anpassung und Integration konzentrieren sich auf Bürotätigkeit. Gleichzeitig entsprechen die Inhalte den üblichen Aktivierungsmaßnahmen der Agentur für Arbeit, mit Ausnahme des Hilfsmitteltrainings. Kritikwürdig ist die Zusammennennung von »individuellen Defiziten« mit »Teilnehmerprofile«. Diese Koppelung widerspricht der bisherigen Ressourcenanalyse. Hingegen könnte alternativ eine Stärken-Schwächen-Analyse oder der Ausbau vorhandener Stärken im Portfolio angeboten werden. So aber richtet sich dieses an Menschen mit angeblichen Defiziten, die zu beseitigen in der Kompetenz der Expertinnen läge. Vermittels Portfolioinhalten sowie sprachlicher Repräsentationen werden Vorstellungen von Behinderung in Begriffen wie Defekt, Defizit oder Makel reproduziert.

Rehabilitationsvorbereitungslehrgang: Mit diesem sechsmonatigen Programm ist die Zielgruppe der sehbehinderten Erwachsenen angesprochen, »deren Voraussetzungen in den Kulturtechniken und in der arbeitsrelevanten Handhabung von Hilfsmitteltechnik für eine Umschulung nicht ausreichend sind.« Daher wird Nachhilfe in Sachen »Deutsch in Wort und Schrift; Mathematik« angeboten. Darüber hinaus beinhaltet die Maßnahme: »10-Finger-Tastschreiben; Grundlagen Datenverarbeitung; Wirtschafts- und Sozialkunde; berufskundliche Grundlagen; Sport/Autogenes Training;

7 Ebd.

8 Ebd.

Lerntechniken/Hilfsmitteltraining; Projektarbeit; Bewerbungs- und Integrationstraining.«⁹

Freilich gehört die Vermittlung berufskundlicher Grundlagen notwendig zur Vorbereitung auf eine Umschulung. Das angebotene Hilfsmitteltraining umfasst Bildschirmlesegerät und Nutzung von Vergrößerungssoftware allein über die Tatstatur. Dazu braucht es Sicherheit am Keyboard. Allerdings suggeriert der Begriff Zehnfiingerschreiben Schnelligkeit, wie sie für bestimmte Büroberufe erforderlich ist. So geht es abermals um die Vorbereitung auf Bürotätigkeit. Ferner listet die Programmbeschreibung Kulturtechniken als wieder aufzufrischende Lerninhalte auf. Darunter fällt allerdings nicht die Kulturtechnik Brailleschrift, sondern Grundkenntnisse Mathematik und deutsche Rechtschreibung. Zwar mag es Menschen geben, die diesbezügliche Angebote wirklich brauchen. Für die Mehrheit der Teilnehmenden – in meiner Studie waren es alle – sind derartige Maßnahmeteile wohl kaum notwendig. Dennoch waren sie für alle Gegenstand der Rehabilitation.

Blindentechische Grundrehabilitation: »Blinde und hochgradig sehbehinderte Erwachsene« sind die Zielgruppe dieses Programmes. Über einen Zeitraum von zwölf Monaten werden die Teilnehmerinnen trainiert in: »Brailleschrift (Blindenschrift); 10-Finger-Tastschreiben; Deutsch in Wort und (Punkt-)Schrift; Mathematik; PC-Grundkenntnisse/Braillezeile; Sportliches Bewegen; Individuelles Mobilitäts- und Orientierungstraining; Vermittlung lebenspraktischer Fertigkeiten.«¹⁰

Die Brailleschrift bildet das Herzstück dieser Maßnahme, und so werden Basisschrift, Vollschrift, Kurzschrift sowie Computer-Braille angeboten. Dazu ein kurzer Einschub: Bei einem Braille-Vollzeichen als Basiselement bilden sechs binäre Punkte das Raster, mit dem sprachliche Zeichen in einer jeweils unterschiedlichen Punktvariation dargestellt werden. In der Basisschrift wird jedem Buchstaben des Alphabets ein Braille-Element zugeordnet. Ferner lassen sich Zahlen, Satzzeichen und andere Symbole darstellen. In der Vollschrift treten Umlaute, »ß« sowie einige Lautgruppen hinzu. Die Kurzschrift wiederum wurde entwickelt, um die Lese- und Schreibgeschwindigkeit zu erhöhen und dabei Platz zu sparen (bis zu 40 Prozent). Nach einem komplexen Regelwerk werden diverse Zeichensorten zu einem bzw. zu zwei

9 <https://bfw-halle.org/bildung/vorbereitungskurse/vorbereitungslehrgang-rehabilitation/vorbereitungslehrgang.html> (letzter Zugriff 20.02.2021).

10 <https://bfw-halle.org/gs-berlin/index.php/homepage/reha-vorbereitung/blindentechische-grundrehabilitation> (letzter Zugriff 20.02.2021).

Braille-Elementen zusammengefasst: einige Doppellaute, (weitere) Lautgruppen, Vor- und Nachsilben, Wortstämme (u.a. »rehabilit«) sowie ganze Wörter (u.a. »Arbeit«, »Recht«, »Politik«, »deutsch«). Die Beherrschung der Voll- und der Kurzschrift ermöglicht schließlich das Lesen selbst komplexer Texte (vgl. BSKDL 2018). Erlernen von Computer-Braille (8 Punkte) erleichtert die Arbeit am PC.

Mobilität und Orientierung sowie lebenspraktische Fähigkeiten und Fertigkeiten gehören zum Standardangebot für sehbehinderte und blinde Schülerinnen (Högner 2016) ebenso wie für ältere Personen (Himmelsbach 2009). Diese beiden Komplexe gelten als grundlegende »Bedarfe« von blinden und sehbehinderten Menschen. Mobilitäts- und Orientierungstraining findet unter professioneller Anleitung statt. Geübt wird mit und ohne Langstock, Orientierung in Innen- und Außenräumen, Überqueren von Straßen und Kreuzungen, Fahrt mit Bus und Bahn, Benutzen von Treppen und Rolltreppen und die Nutzung des Leitsystems. Lebenspraktisches bezieht sich auf Küchenarbeit und Haushaltsführung. Training am Bildschirmlesegerät und mit Vergrößerungssoftware sind in der blindentechnischen Grundrehabilitation nicht vorgesehen. Am PC muss »blind« gearbeitet werden; mithilfe von Tastatur, Screenreader und elektronischer Braillezeile. Dieser Kurs ist für viele quasi das Grundstudium, dem später eine Umschulung folgt. Er wird auch Personen angeboten, die in Arbeitsverhältnissen stehen. Ansonsten ist mit Zehnfingerschreiben wiederum die Richtung für die Umschulung klar formuliert: Bürofähigkeit.

Diese drei Weiterbildungsangebote sind punktuell miteinander verflochten. So findet sportliche Bewegung und Üben von Entspannungstechniken, Projektarbeit, Wirtschafts- und Sozialkunde oder Englisch gemeinsam statt. Außerdem wird allen unabhängig vom Lehrgang psychologische Beratung angeboten. Eine absolute Freiwilligkeit in dieser Frage besteht allerdings nicht, im Gegenteil. Gespräche mit Psychologinnen sind Voraussetzung für das »Teilnehmerprofil« und die Feststellung von »Bedarfen«. Selbstredend werden für die Abschlussbeurteilung der Teilnehmenden die Psychologinnen herangezogen. Folglich koppelt die Einrichtung mehrere Kommunikationsformate miteinander: Erwachsenenbildung, Berufsberatung und Therapie. Wenn Ausbilderinnen, Beraterinnen und Therapeutinnen ihre Tätigkeit koordinieren, untereinander Informationen austauschen und *in persona* mehr als eines dieser Formate bedienen (etwa Wissensvermittlung und Beratung), könnte das ein höheres Maß an Effizienz im Prozess der Integration mit sich bringen. Das Problem besteht jedoch darin, dass die einzelnen Kommuni-

kationsformate in ihrer jeweiligen Zielstellung sowie hinsichtlich der jeweils hergestellten sozialen Beziehung sehr verschieden sind. Erwachsenenbildung vollzieht sich als Wissensvermittlung der Lehrenden und Wissensaneignung der Lernenden. Berufliche Beratung begründet ein Beraterin-Klientin-Verhältnis, und ihr Erfolg wird an harten Kriterien namentlich der Agentur für Arbeit gemessen. Therapie wiederum realisiert sich über ein Verhältnis zwischen Psychologin und Klientin bzw. Patientin. Ihr Ziel besteht in der Herstellung psychosozialer Stabilität. Dies jedoch erfordert eine völlig andere Art von Vertrauen in der Beziehung. Werden diese drei Formate vermengt, dringt die betreffende Einrichtung weit in die Lebenszusammenhänge ihrer »Kunden« vor (vgl. Himmelsbach 2009: bes. 52-53). Des Weiteren bringt bereits jedes der genannten Verhältnisse Machtasymmetrie und Abhängigkeit der Teilnehmenden mit sich. Die Koppelung dieser drei Formate konstituiert Überwachung.

Gebrauchswert von Wissen

Für das Erlernen der Brailleschrift werden Lehrhefte des Deutschen Zentrums für barrierefreies Lesen in Leipzig, kurz: dzb lesen (früher: Deutsche Zentralbücherei für Blinde) genutzt. Zur Unterstützung der Aneignung von Punktkombinationen sowie zur Ausbildung von Schreibkompetenz arbeiten die Teilnehmenden mit der Bogenschreibmaschine. Das Lehrbuch ergänzend, wandelt die Lehrkraft mithilfe einer speziellen Software Schwarzschrifttexte in Punktschrifttexte um. In der Gruppe der Befragten erhielten acht von 26 Unterweisung in Brailleschrift. Den meisten war die große Kulturleistung von Louis Braille bis dahin nur vage bekannt gewesen. Aus den Aussagen geht hervor, dass sie inzwischen der Brailleschrift einen sehr hohen Gebrauchswert beimaßen. Denn sie machten die Erfahrung, dass sie die Orientierung im öffentlichen Raum erleichtert und die technischen Möglichkeiten für Beruf und Privatleben erweitert:

Pascal: Naja, das bringt jetzt in vielen Fällen nichts, das Handy zu zücken. Zum Beispiel, wenn ich jetzt auf der Arbeit bin, kann ich nicht die ganze Zeit mit meinem Handy rumlaufen, sondern hab ja meinen PC [...] Alles nur über Sprachsoftware laufen zu lassen, ist halt relativ schwierig. [...] Kann ja auch mal sein, dass man parallel dazu irgendwo telefoniert [...] Dann ist es schon relativ schwierig, gleichzeitig die Sprachsoftware laufen zu lassen und irgendwas einzugeben und zu kontrollieren. Und für mich ist es halt so eine

Worstcase-Vorbereitung, weil [...] unklar ist, wie lang es halt noch dauert und so weiter und so fort und da hab ich mir gesagt, ich nehme jetzt alles mit, was ich kann und dann ist es eben eins der wichtigsten Sachen, Braille zu können. [Um] im Beruf effektiver zu werden. Weil, kann ich jetzt Braille, Sprachsoftware parallel [...] und noch Zehnfingerschreiben, [...] bin ich ja schneller als ein normaler Mensch, oder? Eigentlich?

Andrea: Ja?

Pascal: Und eh, für mich ist es auch wichtig, (hebt die Stimme) was zu lesen. Das möchte ich auch nicht missen. Ich hab früher superviel gelesen und [...] auf Dauer nur Hörbücher ist [...] ziemlich anstrengend [...] Man möchte doch auch manchmal was Haptisches in der Hand haben... Und deswegen. Also, ich hatte ja, Mitte Februar hatte ich angefangen Romane halt zu lesen und bin halt immer noch dabei.

(FG D, Pascal, 7:13-32)

Die Brailleschrift unterstützt die Partizipation an Arbeit und an Kultur. Pascal betrachtet dieses neue Wissen als sowohl für die soziale Absicherung als auch das seelische Wohlbefinden einsetzbar. Nicht immer genügt die kalte Computerstimme im Ohr, sondern es muss manchmal »was Haptisches« sein. Literatur wird sich vor allen Dingen von der dzb lesen kostenlos ausgeliehen. Die Bibliothek liefert die Buchbände als gebührenbefreite Blindensendung in schwarze Koffer gepackt direkt ins Haus, während die Leserinnen sie später ebenso kostenfrei zurückschicken. Pascal wohnt während der Maßnahme im Internat und hat viel Zeit zum Lesen. Auf den doppelten Gebrauchswert, für berufliche und gesellschaftliche Teilhabe weist auch der geburtsblinde Hajo hin, der erklärt, warum es wichtig sei, Brailleschrift zu lernen und sich nicht auf das Hören allein zu verlassen:

Hajo: [...] ich [muss] sagen, dass es aufgrund der Hörbücher, die ja jetzt auch online abrufbar sind ... hat man sich das natürlich, [...] einfacher gemacht. Dass man über Handy das dann abhört, und diesen Stream und das war's. Aber manchmal hab ich auch wirklich noch Lust, ähm, mir Bücher selber durchzulesen und diesen Lesespaß auch zu haben. [...]

Es gibt ja auch viele blinde Menschen, die sagen, ja, wir haben ja die Sprachausgabe. (hebt die Stimme) Nein. Definitiv nicht... Weil, ähm, lassen wir mal Strom ausfallen, lassen wir mal irgendwas passieren. Ich hatte mal

einen Tag, ich musste einen Vortrag halten. Und irgendwie aus einem dummen Fehler hatte ich einen Magnetschlüssel und [...] da wurden meine Daten gelöscht von meinem USB-Stick. (hebt wieder die Stimme) Und ich konnte diesen Vortrag nur halten, weil ich zur Sicherheit das auch in Punkschrift hatte... [...] Das waren fünf Blätter. Hab ich einfach so abgelesen und konnte meinen Vortrag halten und deswegen sage ich, das ist definitiv wichtig und das muss gefördert werden. Das kann man immer wieder einsetzen. (FG B, 16:24-29; 17:13-24)

Es ist durchaus möglich, vor Publikum einen Vortrag mithilfe der Computer-Braillezeile oder des Screenreaders zu halten, wenn dabei Kopfhörer getragen werden. Hajo ist nicht grundsätzlich gegen diese Vorgehensweise. Dennoch betont er die Notwendigkeit, sich nicht ausschließlich auf die Technik zu verlassen, selbst wenn sie Menschen mit Beeinträchtigungen des Sehens und mit Blindheit inzwischen viel zu bieten hat. Ein auf der Bogenschreibmaschine erstellter Stichpunktzettel tut es auch. Pascal besitzt jedoch noch ein geringes Sehvermögen, wie er an anderer Stelle betont. Das Erlernen der Brailleschrift ist für ihn vor allen Dingen prospektiv nutzbringend. »Worstcase« oder ähnliche Formulierungen über ein »Wenn das Schlimmste passiert« fielen in den Befragungen immer wieder. Solche Äußerungen spiegeln große Unsicherheit wider. Womöglich versucht Pascal, durch übermäßigen Ehrgeiz dieser Unsicherheit zu begegnen. In meiner Interpretation repräsentiert Eifer beim Brailleschriftlernen nicht etwa Überkompensation. Vielmehr stellt sie den Versuch dar, der Behinderung einen Sinn zu geben und auf diese Weise Handlungsmacht zu festigen. Brailleschrift erweist sich in dem Fall nicht nur als Instrument für Teilhabe. Es fördert kulturelle Stabilität.

Brailleschrift-Unterricht als Weiterbildungsangebot kann mehr als die Vermittlung einer wichtigen Kulturtechnik. Davon zeugen Aussagen in der folgenden Passage:

Matthias: Ich brauch das auch für den Beruf. Also, ich hab ja seit Kindheitstagen schon mit Vergrößerungen gearbeitet, hab Vergrößerungssoftware schon nicht ganz 25 Jahre in Gebrauch. [...] Im Privatbereich, in der Schule hat man ja noch auf Papier gearbeitet und da ich ja jetzt quasi seit drei Jahren als blind anerkannt bin, hab ich dann auch gesagt, okay, bevor es jetzt gar nichts mehr geht mit der Vergrößerungssoftware und ich wirklich beruflich ausfalle, da will ich lieber einen Schritt vorweg sein und dann halt jetzt Punkschrift lernen. [...] Man merkt halt schon, wenn man hier sitzt und gar nicht mehr in

den Monitor guckt, wieviel Kraft man denn aufwenden musste. Also, es ist jetzt nicht, dass es einfacher ist, am Computer das mit der Braillezeile zu erledigen, aber man merkt dann schon, was das vorher für eine Belastung gewesen ist, sich mit einem 24-Zoll-Monitor bei achtfacher Vergrößerung im Leseabstand von 15 Zentimeter jeden Tag neun Stunden an so einem Monitor zu sitzen.

(FG D, 9: 7-21)

Mit Ausnahme des »blinden« Trainings in Tastenschreiben erledigen die Teilnehmenden in den ersten Monaten der blindentechnischen Grundrehabilitation keine Aufgaben am PC. Später sollen sie lernen, sich am PC auf die elektronische Braillezeile und den Screenreader und somit taktile und auditive Fähigkeiten zu verlassen. Aus dem Gesamtzitat wird jetzt noch verständlicher, warum Matthias oben und als einziger der Befragten die Weiterbildung als »Reha« bezeichnet: Sie befreit ihn für einige Zeit von einer Arbeit, die ihm einen enorm hohen Energieaufwand und körperliche Anstrengungen abverlangte. Die »Reha« entlastet ihn. Außerdem organisiert er sich durch sie neue Reserven. Mit diesen wird er gestärkt in sein berufliches Praxisfeld zurückkehren, um in seinem Referat die Digitalisierung weiter voranzubringen.

Das Erlernen der Brailleschrift nützt noch in anderen Bereichen des Alltags, wie sich aus dem folgenden Zitat entnehmen lässt:

Paul: Ich hab zwar ein Vorlesegerät, aber ich benutz das nicht, weil, ich bin da schneller mit meinem Handy. Ich kann alles eigentlich mit meinem Handy machen. (hebt die Stimme) Und das hab ich mir selber beigebracht. Weil, hier sind sie letztes Jahr erstaunt gewesen. (verstellt die Stimme) Ach, auf dem iPhone ist ja auch eine Braillezeile? Ja, hui!

Andrea: Wie, erstaunt? Wer war da erstaunt?

Paul: Die Leute, die das hier angeboten haben, diese iPhone-Unterrichtsgruppe. Bis ich denen dann mal gezeigt hab, Leute, hier ist eine Braillezeile und wie funktioniert die und so.

(FG C, 12:6-13)

Paul bezieht sich auf eine App für das Smartphone mit 6-Punkt-Braille-Tastatenfeld und Audiofunktion. Ich lese diese Passage als einen Beleg dafür, dass die mit dem Etikett »Defizit« stigmatisierte Person nicht passiv auf Hilfe

wartet, sondern sich eigenständig und zielgerichtet Wissen aneignet, um die individuelle Lebenssituation zu verbessern. Dabei mag es vorkommen, dass die Lernenden den Lehrenden vorausgehen. Oft jedoch müssen die Teilnehmenden sich beim Brailleschriftlernen sehr abmühen. David drückt es so aus: »die Brailleschrift [...] fliegt einem ja nun nicht gerade zu« (Interview David, 25:31-32). Lernerfolge setzen ein hohes Maß an Konzentration und Merkfähigkeit sowie einen unverzichtbaren Tast- und Empfindungssinn voraus. Das für die Aneignung notwendige sensorische Feingefühl lässt sich bei einer Person, die ihr Leben lang einen handwerklichen oder industrietechnischen Beruf ausübte, nicht leicht erzeugen. Manchmal hat man einfach »zu lange gearbeitet«, wie der Werkmeister Olaf sagt (FG D, 3:22). Darüber hinaus können sich andere Hindernisse auftun:

Andrea: [...] Können Sie eigentlich beide, Thomas und Lisa, mit so einem Braille-Diktiergerät umgehen?

Lisa: Ich hab selbst so eine mobile kleine Braillezeile, wenn Sie das meinen?

Andrea: Ja. Ja, die, wo ich auch Dateien anlegen kann

Lisa: Ja, so eine hab ich! Ich hab die von [Name Hilfsmittelanbieter]. Ich weiß nicht, ob (unverständlich)

Thomas (gleichzeitig): Mein Problem ist eher das Fühlen. Ich hab da wahnsinnige Probleme mit.

Lisa: Ich auch. Ich auch, weil ich nämlich Gitarre spiele nebenbei.

Andrea (lachend): Oh, das müssen Sie lassen.

Lisa (erregt): Nee, Musik ist mir wichtig!

Andrea: Ja, verstehe, aber die Finger ...

Lisa: Ich weiß.

Andrea: Mit welchem Finger lesen Sie denn?

Lisa: Äh, der linke Mittelfinger.

Stefan (lacht)

(mehrere Lachen und Reden durcheinander)

Lisa (lachend): Das ist nicht witzig!

Andrea (an die anderen gewandt): Was ist denn mit Ihnen dreien? Haben Sie mal versucht, Braille zu lernen?

Gerd: Ich kann es nicht mehr auflösen.

Andrea: Sie können es nicht richtig fühlen?

Gerd: Ich hab seit Jahren, seit Jahren ... Seit meiner frühen Kindheit hab ich einen Diabetes und jedes Mal werden die Finger angepickt, also [...] da kommt nicht mehr viel [...]

(FG A, 26:5-29)

Besonders Gerd weist auf eingeschränkte taktile Wahrnehmungsfähigkeit aufgrund von Vorerkrankungen hin. Lisa hingegen verweigert sich ein Stück weit der Brailleschrift aufgrund von Prioritäten. Für sie ist das geliebte Hobby wichtiger, denn daraus zieht sie mehr Lebensqualität als aus der Punktschrift, die ihr im Reha-Assessment als »Bedarf« attestiert wurde. Sie trifft diese Prioritätensetzung selbst, weil dies ihrer autonomen Handlungsweise entspricht. Dass sie dennoch den Mini-Braille-Computer und Alleskönner als Hilfsmittel beantragte und erhielt, steht nicht in Widerspruch zu ihrer Einstellung. So verlangt gedruckte Brailleschrift höchste Fingersensibilität. An der Braillezeile lassen sich dagegen die Symbole leichter wahrnehmen, denn sie fühlen sich wie kleine Nadelköpfe an. Der Gebrauchswert der Brailleschrift realisiert sich nicht länger nur in Punktschriftbüchern oder Barrierefreiheit im öffentlichen Raum, sondern in vielen neuen Möglichkeiten der Digitalisierung.

4.3 Ordnen und Disziplinieren

Wissen und Ordnen

Wie weiter oben bereits erwähnt, verspricht die Weiterbildungseinrichtung, mit ihrem »Wissen, Können und Handeln dem Rehabilitanden größtmöglichen Nutzen zu bringen.«¹¹ An dieser Stelle interessieren mich Praktiken der Vermittlung und Aneignung von Wissen. Im Sinne des Konzepts vom gelebten Raum (Lefebvre 1991) gehe ich der Frage nach, wie die Akteurinnen und Akteure durch die entsprechenden Tätigkeiten den Raum der Anpassung ausgestalten. Die bisher vorgestellten Wissensarten gliedere ich im Folgenden in die Systematik ein.

Berufliches Fachwissen: Diese Wissensart steht im Mittelpunkt der einzelnen Umschulungen und Fortbildungen. Da die Teilnehmenden Zwischen- und Abschlussprüfungen ablegen müssen, um am Ende IHK-zertifiziert rauszugehen, ist die Weiterbildung entsprechend normiert und strukturiert, Praktikum inklusive. Ausgebildet werden vornehmlich Büroberufe: Bürofachkraft, Kaufmann/Kauffrau für Bürokommunikation oder im Gesundheitswesen, Medizinische Berichtsassistenten oder Medien- und Informationsdienste mit der Fachrichtung Medizinische Dokumentation. Berufliches Fachwissen umfasst Aspekte der Betriebswirtschaft, Telekommunikation, Datenverarbeitung, Datenpflege, fachliches Englisch, für das Gesundheitswesen Anatomie-Termini, Physiologie und Laborparameter. Die Ausbildungen Informatikkaufmann/-kauffrau bzw. IT-Systemkaufmann/-kauffrau kombiniert Grundlagen der Informationstechnik mit Betriebswirtschaft. Obwohl die Ausbildung betriebswirtschaftliches, medizinisches und sozialrechtliches Wissen umfasst, richtet sich der Inhalt vornehmlich nach den Erfordernissen der digitalisierten Bürotätigkeit. Das bedeutet, den Teilnehmerinnen und Teilnehmern wird ein spezifisches Bildungsangebot gemacht, um sie besser in die neue politisch-ökonomische Ordnung des digitalen Kapitalismus einzupassen. Zum Teil sind sie es bereits, wie die folgende Aussage von Stefan, dem Industrieelektriker, zeigt:

Stefan: [...] weil ich keine Maschine mehr zusammenbauen kann ... Und da hilft mir auch kein Hilfsmittel. [...] Wenn ich was Falsches zusammenlöte, dann ist es gleich ein Millionenschaden. [...] ich bin jetzt soweit umgeschwenkt, ich mach jetzt demnächst mein Praktikum bei Dell. [...] Und

11 <https://bfw-halle.org/2-unkategorisiert.html> (letzter Zugriff 20.05.2020).

wenn's mir da gefällt, das bleibt ja noch abzuwarten, werde ich da vermutlich ... Also technischen Support will ich nicht unbedingt machen. Ähm, das ist mir eigentlich zu langweilig für meinen Geschmack [...] Vertrieb würd ich machen. Den Leuten erklären, warum es sinnvoll ist, was Neues haben zu wollen.

(FG A, 31:1-13)

Stefan, der vor vielen Jahren das Informatikstudium abbrach, zeigt sich in der Gruppendiskussion sehr zufrieden mit der Wahl der Ausbildung. Er kann erfolgreich an rekapituliertes Wissen anknüpfen und eigene Interessen mit der Notwendigkeit einer beruflichen Neuorientierung verbinden. Für ihn scheint das Weiterbildungsangebot passgenau zu sein. Andere Befragte begrüßen zwar die Möglichkeiten zur Umorientierung, lassen mit ihren Aussagen jedoch einen gewissen Fatalismus erkennen. So schon weiter oben das Beispiel von Thomas: gelernter Korbmacher, präferierte Richtung Zerspanungsfacharbeiter, Umschulung zum Kaufmann Informationstechnik. Ebenso verdeutlicht Gerd, dass er lieber im handwerklich-technischen Bereich geblieben wäre; »was Handwerkliches wäre schon schön« (FG A, 29:3). Die Ausbildung zum IT-System-Kaufmann betrachtet er dennoch als Chance. Ähnliches lesen wir von Marco, 41 Jahre alt und langjährig als U-Bahnfahrer tätig. Beim Arbeitsamt hatte er um eine Umschulung in einen anderen technischen Beruf gebeten, wurde an das BFW verwiesen und wird nach sechs Monaten Rehabilitationsvorbereitung IT-System-Kaufmann lernen. Auf meine Frage, wie er die Umorientierung bewertet, erklärt er:

Marco: [...] Was man ausüben könnte oder kann, wäre ja fast eigentlich nur Büro, so in die Richtung. [...] Irgendwie ist es so, man kommt auf Büro hinaus, ja. Na und Computer ist ja auch nicht so das Problem. Also, das geht schon.

(FG E, 8:25-30)

Dass er für die Umschulung in eine andere Stadt und ins Internat ziehen muss, kommentiert er mit einem Unterton, der wenig Begeisterung offenbart: »Riesig« (FG E, 8:19). Den Befragten scheint allerdings bewusst zu sein, dass der Fokus auf nur mittelqualifizierte Bürotätigkeiten mit bestimmten Vorstellungen von Sehbehinderung zu tun hat. Die besagte Praxis komme daher, »weil man in eine Schublade gesteckt wird«, sagt Lisa (FG A, 28:9).

Währenddessen kommentiert die Diplom-Wirtschaftsingenieurin Ariane ihren Weg zur Umschulung Bürokauffrau mit folgenden Worten:

Ariane: Ich finde es auch schade, dass ich jetzt ein Downgrade mache statt eines Upgrades.

(FG E, 9:22-23).

Angesprochen ist hier der erwartete bzw. bereits erlebte Verlust an sozialem Status. Die Sprecherin beherrscht die Kategorien Upgrade und Downgrade und bekennt sich indirekt zu den daran gebundenen Leistungsregeln. Gern würde sie in der neuen Arbeitswelt eine angemessene Position einnehmen, aber das wird ihr von der Gesellschaft zunehmend verwehrt. So bleibt ihr nur dasjenige Angebot, das ihr das Berufsförderungswerk macht.

Der Modus der Wissensvermittlung in den Umschulungen war im Jahre 2019 frontal und hierarchisch durch die Lehrkraft ausgestaltet, unterstützt durch digitale Lernformen. Lehrkraft und Rechner sprachen gleichzeitig zu den Lernenden. Zum Teil war die Wissensvermittlung als selbstständiges stationäres E-Learning mit Aufgaben im persönlichen Teilnehmer-Ordner auf dem Rechner im Ausbildungsraum organisiert. Manche der Befragten kritisierten den hohen Anteil des eigenständigen Lernens am PC:

Karl: Man hat hier seinen T-Ordner, wo die ganzen Dozenten ihre Unterlagen haben. (verstellt die Stimme) Holt es euch runter, macht mal... Das kann ich auch von zuhause aus machen.

(FG C, 14:18-20)

Nein, dazu wäre er nicht in der Lage. Denn, wie Karl zu einem früheren Zeitpunkt der Gruppendiskussion erzählte, verfügte er in seinem Wohnumfeld weder über Vergrößerungssoftware noch Bildschirmlesegerät. Aus Sicht des Versicherungsträgers brauchte er privat diese Hilfsmittel nicht, weil sie ihm in der Rehabilitationseinrichtung zur Verfügung standen. Während der Corona-Pandemie werden sich die Lebens- und Lernbedingungen grundsätzlich ändern. Die Einrichtung wird die Teilnehmerinnen und Teilnehmer ins Homelearning schicken, Formate des E-Learning auf Distanz entwickeln und Wege finden, um die Teilnehmenden mit der nötigen Technik auszustatten. Notfalls werden Teilnehmer und Teilnehmerinnen provisorisch auf Instruktionen und Austausch über Skype bestehen. Die Einrichtung wird ihre Pläne zur Digitalisierung der Ausbildung beschleunigen und Übungsgeräte an ihre

Teilnehmenden verleihen. Einige Teilnehmende werden sich, so berichten Lisa und Carlo, von der Ausbildung endgültig verabschieden.¹² Noch aber sind sie da, im Schulungsraum und Internat. Einige der Befragten erklärten, den Internatsaufenthalt für intensives Lernen genutzt zu haben. Selbst nach acht Stunden Unterricht im Lehrblockformat wurde sich auf Aufgaben versucht zu konzentrieren – ab einem bestimmten Alter nicht ganz einfach:

Gerd, 51 Jahre: [...] Ich beiße mich dann an irgendeiner Aufgabe fest und dann kommt einer, (verstellt die Stimme) wie lang willst du noch machen? Wieso? Na es ist um zwei. Äh? Schon? (lachend) Aha ja ... Aber da bin ich dann am nächsten Tag überhaupt nicht zu gebrauchen.
(FG A, 32:25-28)

Die Motivation ist hoch, die Belastbarkeit jedoch geringer als in der Lebensphase schulischen und beruflichen Lernens. Behinderung, Krankheit und Alter fordern ihren Tribut. Gleichzeitig sehen Befragte einen Vorteil in der strikten Trennung von Lernen in einem kontrollierten Raum und Leben im eigenen Wohnumfeld.

Carlo: [...] wir haben letztens einen Text geschrieben. Ich hab mir das ausgedruckt, mit nach Hause genommen zum Lernen. Ich hab's auch ausgepackt. (lachend) Aber so, wie ich es ausgepackt hab, hab ich ihn auch wieder eingepackt [...] Weil, ich hab mein Hobby und meine Musik.
(FG A, 32:11-22)

Susanne: [...] Zuhause hätte ich persönlich keine Ambitionen irgendwas zu machen. Das merk ich am Wochenende. Wenn ich nach Hause gehe und ich muss was lernen, nehme ich mir das Zeug mit und es bleibt in der Tasche. [...] Ich schlafe [...], kümmere mich um meinen Hund, hol meinen Mann ab [...] Da hab ich wirklich keine Ambitionen. Hier hab ich die Ambition, muss ich früh aufstehen, muss ich in meinen Klassenraum gehen.
(FG C, 15:7-13)

Um die Aussagen zu überspitzen: Ich lerne im »Klassenraum«, aber die Hausaufgaben gucke ich mir in meinem Zuhause nicht an! Wer ein Leben mit vielen Bedürfnissen und auf deren Befriedigung gerichteten Tätigkeiten

12 Gespräch mit Lisa und Carlo, 26.03.2021. Video-Konferenz.

führt, scheint wenig geneigt, zusätzlich ins Lernen zu investieren. Nach einer 40-Stundenwoche fehlt vielleicht auch einfach die Kraft; die »Schülerinnen« brauchen Schlaf. Die Aneignung von Wissen in der beruflichen Weiterbildung ist geprägt vom Erfahrungsraum Schule sowie dem Erfahrungsraum Arbeit. So erkenne ich in den Aussagen einerseits ein Verweigerungsmuster aus der Schulzeit und andererseits die normative Vorstellung von der Trennung zwischen Beruf und Privatleben. Die Lernenden halten an ihren eigenen Ordnungsvorstellungen fest.

Alltagspraktisches Wissen für Menschen mit Sehschädigung: Hierunter fallen vor allem die schon erwähnten Trainings in Mobilität und Orientierung sowie lebenspraktischen Fähigkeiten. Dabei findet eine intensive Interaktion zwischen Ausbilderinnen bzw. Therapeutinnen einerseits und den Lernenden andererseits statt. Insbesondere das Mobilitätstraining ist stark individualisiert. Wenn einige der Befragten erst seit der Weiterbildung einen Langstock benutzten, dann nicht, weil sie dazu überredet worden wären. Es spielten eher andere Faktoren eine Rolle:

Lisa: [...] der Stolz, so ein Ding nicht zu benutzen, ist verdammt groß. Ich hab in der Grundreha angefangen, einen Stock zu benutzen. Ich hab sage und schreibe acht Monate gebraucht, bis ich das auch im Kopf verarbeiten konnte, dass ich nun auf einen Stock angewiesen bin. (erhöhtes Sprechtempo) Aber, wenn man dann sechs, sieben Mal im Krankenhaus liegt, in der Notaufnahme, weil man sich schon wieder ein Band gerissen hat oder das Sprunggelenk angeknackst oder [...] oder Gehirnerschütterung oder Knie geprellt ... (FG A, 27:12-18)

Dieses Zitat weist sehr deutlich auf eine Angst vor Stigmatisierung hin. Lange Zeit ist Lisa als Person mit Behinderung nicht zu erkennen. Erst durch den Blindenstock würde ihr »Gebrechen« für alle sichtbar werden (vgl. Goffman 2018). Irgendwann jedoch sind Verletzungsrisiko und Leidensdruck enorm hoch, und Lisa sieht sich gezwungen, zwischen dem eigenen Stolz und der Gefahr für Leib und Leben abzuwägen. Will sie weiterhin breite Straßen mit Gleisen der Tram überqueren oder Treppen am Bahnhof hinabsteigen, so braucht sie ein geeignetes Hilfsmittel. Training in Mobilität und Orientierung hat zur Aufgabe, Menschen mit Sehschädigung darin zu unterweisen, wie sie ihre Handlungsspielräume erweitern und sich dabei selbst schützen können. Zugleich zielt es auf die Einpassung der in ihrer Bewegung behinderten Subjekte in die Ordnung des öffentlichen Raumes (vgl. Länger 2016:

bes. 49-82). Doch ordnen die Befragten diesen Raum auch auf ihre eigene Weise. So tauschen sie sich intensiv untereinander über ihre Erfahrung mit Barrieren aus und diskutieren Bewältigungsstrategien.

Sprachliches Wissen: Zum Erlernen der Brailleschrift wurde oben bereits einiges gesagt. Die Lernenden beziehen ihren Gebrauchswert auf die Bereiche Arbeit und Freizeit. Sie wägen gleichzeitig zwischen der Selbsteinschätzung der eigenen Lernausgangslage und den Möglichkeiten der Aneignung ab, rechnen Notwendigkeit gegen psychosoziales Wohlbefinden auf. Die Vermittlung von Brailleschrift folgt einem Plan, der durch die Lehrkraft geführte Einheiten von Lernblöcken zum selbstständigen Üben unterscheidet. Das Lehr-Lern-Arrangement ist hierarchisch und folgt den Sozialformen Frontalunterricht und Einzelarbeit, bei Abwesenheit der Lehrkraft auch Gruppenarbeit.

Zum Bildungsangebot gehört ferner »Deutsch als 2. Sprache«. Es richtet sich an »Rehabilitanden mit differenzierten Defiziten« wie einem Mangel an (deutscher) Sprachkompetenz und »soziokulturellen Anpassungsproblemen«.¹³ Unter den aktiven Teilnehmerinnen und Teilnehmern an der Befragung befanden sich lediglich zwei Personen mit dem Ziel, bessere Deutschkenntnisse zu erwerben. Diese waren einer Maßnahme zur Anpassung und Integration bzw. einem Rehabilitationsvorbereitungslehrgang zugeordnet worden. Eine dritte Person wollte wegen mangelnder Beherrschung der Dominanzsprache Deutsch lediglich bei der Diskussion zuhören. Die Befragten waren also in keinem gesonderten Programm. Ihren Wissenszuwachs schätzten sie sehr unterschiedlich ein:

Isabel, Master in Business Administration: [...] Ich habe das gleiche Deutsch, wie als ich angefangen habe.

(FG E, 13:18-19)

Milan, Koch: Wegen Deutsch bin ich ja auch hergekommen. Damit ich ein bisschen besser sprechen lerne. Deswegen bin ich auch hier. Und ich denke, es hat mir auch ein bisschen geholfen, mit Leuten zu sprechen, mit Micha. Wenn ich einen Fehler mache, korrigiert er mich (lacht).

(FG B, 21:30-33)

13 <https://bfw-halle.org/bildung/anpassungsqualifizierung/vorbereitungsmassnahmen-deutsch.html> (letzter Zugriff 20.02.2021).

Isabels Muttersprache ist Spanisch, ihren Masterabschluss legte sie nach einem E-Learning-basierten internationalen Studiengang auf Englisch ab. Grundkenntnisse in Deutsch eignete sie sich bereits an einer Schule in ihrer Heimat an. Aus ihrer Sicht braucht sie für eine Teilhabe am deutschen Arbeitsmarkt Wirtschaftsfachsprache Deutsch. In Ergänzung zu ihren vielen Kompetenzen benötigt sie folglich eine *dritte Fachsprache*. Sie strebt nach weiterer Diversifizierung ihres kulturellen Kapitals, um sich Arbeit und Einkommen zu sichern. Ich finde bei ihr keinen Hinweis auf »differenzierte Defizite«. Ebenso wie Milan wird sie angewiesen, am PC selbstständig die Aufgaben im »Lernfeld Deutsch« abzuarbeiten. Damit knüpft die Wissensvermittlung jedoch weder an den individuellen Lernausgangslagen an, noch bezieht sie sich auf die individuellen Ziele und Erwartungen der Lernenden. Allerdings spricht Milan an dieser Stelle von Unterstützung durch einen Mitstreiter, während Isabel an anderer Stelle Ähnliches berichtet. Somit geben beide einen Hinweis auf solidarisches Handeln im Raum der Anpassung.

Informationstechnisches Wissen: Kennenlernen von und Übung mit elektronischen Hilfsmitteln und Software sind essentielle Bestandteile der Maßnahme zur Anpassung und Integration, des Rehabilitationsvorbereitungslehrgangs sowie der Grundrehabilitation. Kombiniert wird diesbezügliches Wissen mit der Vermittlung von Grundlagen der Datenverarbeitung. Die meisten Befragten begrüßten die Lerninhalte, obwohl die Microsoft-Basiertheit der Weiterbildung für Apple-User eine Umstellung mit sich brachte:

Hannah: [...] also, ich hab auch gerade erst angefangen, hab mich erstmal wieder eingearbeitet in diese ganzen Windowsprogramme. (lachend) Und ich hatte ein bisschen Nachholbedarf bei Excel und so.

(9:33-10:1)

Positiv hervorgehoben wird hier die Möglichkeit der Rekapitulation von Wissen sowie dessen Ergänzung. Neben dem Lerneffekt vermag die Arbeit mit speziellen Software-Lösungen noch weitere positive Effekte bewirken:

Isabel: Ich habe immer am Computer gearbeitet. [...] Seit ich hier mit *Sonnenschein* arbeite, habe ich weniger Rückenprobleme.

(mehrere lachen)

Andrea: Wie? Weil Sie etwas entspannter sitzen können?

Isabel: Sonst immer zu nah am Bildschirm, damit ich mehr sehe. Zuhause habe ich immer große Probleme wegen meiner Sitzposition.

(FG E, 24:6-14)

Auch andere Befragte erwähnen schmerzhaftige Haltungsschäden, wenn sie ihre früheren Lese- und Arbeitsgewohnheiten beschreiben; Hannah zum Beispiel spricht von »turtle neck« (Interview Hannah 34:14). Vergrößerungssoftware und Bildschirmlesegerät ermöglichen einen gesünderen Abstand der Augen und des Oberkörpers zum jeweiligen Monitor, ihre erfolgreiche Nutzung erfordert jedoch Übung und Wiederholung:

Thomas: [...] Wenn man mit gewissen Hilfsmitteln nicht arbeitet, man verlernt, die zu benutzen. [...] Das hab ich hier gemerkt mit dem Lesegerät. Ich hab ja früher alles darunter gemacht und dann ewig nicht benutzt. (betont die Wörter) Man verlernt, damit zu arbeiten.

(FG A, 26:2-3; 27:5-7)

Insofern erzielt die Weiterbildung für die Beteiligten direkt und unmittelbar positive Effekte und ergibt Sinn. Gleichzeitig treten Probleme auf. So berichtete eine Person, die zuerst einen Rehabilitationsvorbereitungslehrgang (RVL) absolvierte und anschließend die Ausbildung begann:

Anonym: In der RVL haben wir für *Sonnenschein 5* sämtliche Tastenkombinationen auswendig lernen müssen. Aber *Sonnenschein 8*, was wir jetzt haben, da ist alles hinfällig. (hebt die Stimme) Ich finde, die Struktur fehlt hier. Und ich finde das ist verschwendete Lebenszeit ... Wir haben nicht so viel und ich finde, das halbe Jahr, was wir da gelernt haben mit den Tastenkombinationen, das ist Vergangenheit. (hebt wieder die Stimme) Die gibt's jetzt nicht mehr. Und wenn ich mich irgendwo in einem Büro bewerbe, muss ich auf dem neuesten Stand sein. Da muss ich SAP können. Das wird mir hier auch nicht beigebracht auf Blindenbasis oder auf Sehbehindertenbasis. Das ist ganz einfach weltfremd. Das ist irgendwo in den 90ern stehengeblieben.

(FG XYZ, 11: 22-30)

Hier steht der Gebrauchswert des angebotenen Wissens auf dem Prüfstand. Er fällt im Zitat eher gering aus. So sollen sich die Lernenden wochenlang

Dutzende Tastenbefehle einprägen, um sie bei Einsatz einer weiterentwickelten Software oder späterer Arbeit mit einem anderen Betriebssystem wieder zu vergessen. Auch Ariane berichtete im vorangegangenen Kapitel von diesem Problem. In dem obigen Zitat mischt sich Empörung über eine fehlende Struktur mit den sehr persönlichen Zukunftsängsten. Dabei resultiert das angesprochene Problem wohl vornehmlich aus der Rationalität, der das Rehabilitationsunternehmen im Sinne seiner Konkurrenzfähigkeit folgt. Der Bildungsträger müsste nämlich sehr hohe Kosten aufwenden bzw. bei den Versicherungsträgern einfordern, wollte er alle seine Rechner und diesbezüglichen Konfigurationen der Spezialprogramme ständig auf dem neuesten Stand halten. Digitalisierung ist teuer, Mangel an Digitalisierung bringt Frust:

Ariane: Als ich hier schon am ersten Tag war, kriegte ich einen Kugelschreiber, ein Lineal und einen Bleistift und einen Radiergummi. Da hab ich die [Reha-Integrationsmanagerin] angeschaut und gedacht, okay [...] Und dann hat jeder einen Aktenordner gehabt, wo ich auch schon gesagt habe, für was brauch ich einen Aktenordner in der heutigen Zeit, wo alles digital werden soll [...] Dauert den halben Tag, bis ich die Kurztaste gefunden hab. Also mach ich mir jetzt das alles digital, Excel, Word, alles, die ganzen Kurztasten mach ich in einen Dateiordner«.

(FG E, 15:3-16)

Im Jahre 2019 wurde tatsächlich der Umgang mit digitaler Low-Vision-Technik mittels unter das Bildschirmlesegerät zu legenden Arbeitsblättern erlernt. Im Übrigen erhielten die Teilnehmenden ihre Arbeitsaufträge in Ordnern abgespeichert, wie weiter oben gesagt wurde. In den letzten Zitaten finden wir Hinweise auf zwei unterschiedliche Muster, nach denen die Befragten mit der gefühlten Unordnung in der Weiterbildung umgehen. Die einen reagieren mit *Ablehnung*, die anderen tendieren zu *individueller Selbsthilfe*. Letztgenannte manifestierte sich zum Beispiel darin, die Windows-Vergrößerungsfunktion statt der angeordneten Spezialsoftware für Sehbehinderte zu nutzen (Beispiele in FG A; FG B; FG E; Interview David). Ein drittes aus dem Material ableitbares Handlungsmuster besteht in der *Aushandlung* des Widerspruchs zwischen der sozialen Bedeutung von assistiver Technologie einerseits und dem persönlichen Sinn ihrer Anwendung andererseits. Aussagen dazu lassen sich paraphrasieren mit »alles Neue hilft« (Beispiele in FG E; Interview Hannah; Interview Markus). Denn selbst wenn bei der nächsten Version der Vergrößerungssoftware

dieser oder jener Shortcut ergebnislos bleibt oder plötzlich andere Befehle ausführt, verschafft das Training ein sicheres Gefühl für die Logik von Tastenbefehlen. Die Handlungsmuster Ablehnung, Selbsthilfe und Aushandlung scheinen mir unabhängig von Geschlecht, Alter und Digitalkompetenz verteilt zu sein. Digitalkompetenz versuchte ich aufgrund von Ausbildung, Erwerbsbiographie sowie den Aussagen in der Befragung einzuschätzen. So stieß ich auf Ablehnung (und einigen Frust) bei Personen mit wenig Computererfahrung sowie bei einigen mit hoher Digitalkompetenz, d.h. mit Fähigkeiten wie Anlegen komplexer Datenbanken, Basteln an der Hardware und Programmieren. Diese zuletzt genannte Gruppe war jedoch in der Lage, ihren Verdruss durch kompetente Selbsthilfe zu überwinden. Im Übrigen schien niemand problemfrei, sondern alle deuteten mit ihren Aussagen auf Verunsicherung und Unzufriedenheit oder sprachen handfeste Mängel in der technischen Ausrüstung an. Häufiges Runterfahren und Neustarten des Rechners, weil Hilfstechneik und Betriebssystem einander blockierten, gehörten zum Alltag der Ausbildung. Selbsthilfe hat jedoch auch eine kollektive Seite. So begannen Gerd und Carlo in Eigeninitiative mit der Erstellung einer Datenbank für Tastenkombinationen der verschiedensten Anwendungen von Software-Lösungen. Wie die anderen hielten sie Papierordner für absurd und die digitalen Listen für jedes einzelne Programm für unpraktisch: »man wurschtelt sich hier durch zehn, zwanzig, fünfzig Seiten« mit Shortcuts für Windows, Vergrößerungssoftware und Screenreader, für Datenverarbeitung, Internet und E-Mail (Carlo, FG A, 20:9). Die beiden Männer wollten das Wissen systematisieren und für sich und andere anwendungsfreundlicher gestalten. Im Grunde genommen qualifizierten sie sich damit ein Stück weit für eine Stelle als Ausbilder an der Einrichtung. Es wird aber anders kommen. Als ich Carlo im März 2021 noch einmal befrage, hat er seine Prüfungen mit guten Ergebnissen absolviert und somit seine frühere Ausbildung zum technischen Assistenten für Informatik um den Kaufmann für Bürokommunikation ergänzt. Allerdings herrscht Ausnahmezustand aufgrund der Corona-Pandemie und Carlos Bewerbungen bleiben erfolglos. Sarkastisch spricht er von »Absagen sammeln« als seinem »neuen Hobby«. ¹⁴ Wie für so viele ist für ihn die Arbeitssuche enorm erschwert. Er überlegt, in einer Werkstatt für Menschen mit Behinderungen ehrenamtlich Computerkurse zu geben.

14 Gespräch mit Lisa und Carlo, 26.03.2021. Video-Konferenz.

In den Maßnahmen zur Anpassung und Integration sowie im Rehabilitationsvorbereitungslehrgang erfolgte die Wissensaneignung hauptsächlich im Selbstlern-Format, während der Anteil an direkter Interaktion zwischen Lehrkräften und Lernenden gering blieb.

Carlo: Wenn man da jemanden gefragt hat, hieß es immer, jetzt nicht. Machen Sie es selber.

(FG A, 35:26-27)

Aus der Befragung geht hervor, dass die Lernenden den Mangel an Betreuung durch ein höheres Maß an gegenseitiger Kooperation wettzumachen versuchten. Sie unterstützen sich bei einzelnen Aufgaben, ließen denjenigen mit der besseren Sehfähigkeit benötigte Informationen im Internet recherchieren und diskutierten Probleme gemeinsam aus. Unmut und enttäuschte Erwartungen wurden jedoch klar ausgesprochen.

Esma: Rein persönlich bin ich kein Fan der Digitalisierung, um ehrlich zu sein. Ich denke, dass die sozialen Kompetenzen dadurch verloren gehen. Und [...] hier arbeiten wir ja eigentlich nur digital, kann ich sagen. Und deshalb bin ich der Meinung, dass hier ... Wie soll ich's erklären? Dass Unterstützung durch Lehrer da sein sollte, mehr, mehr Austausch, mehr Kooperation und Kommunikation da sein sollte.

(FG E, 14:24-30)

Das Wort »Lehrer« belegt, wie die Befragten selbst durch ihre Vorstellungen von Schule den Raum der Anpassung ausgestalten. Schule heißt jedoch nicht nur Frontalunterricht! Die erst 27-jährige Esma hat – im Gegensatz zu den über 40- und 50-Jährigen – anscheinend offene Sozialformen der schulischen Wissensvermittlung und Berufsbildung erlebt, was ihre Erwartungen an die Weiterbildung prägen dürfte. Esma verdichtet ihre Sicht auf ein gelungenes Lernen mithilfe der Kategorien Austausch, Kooperation und Kommunikation. Was sie erwartet, ist partizipative Erwachsenenbildung. Darüber hinaus sieht die Erzieherin durch die einseitige Ausrichtung an digitalen Normativitäten soziale Kompetenzen in Gefahr.

Daneben lauert noch ein anderes Ungemach. Das Tastenschreiben gehörte zu den drei weiter oben ausgeführten Grundkursen. Während die blindentechnische Grundrehabilitation Frontalunterricht und Diktate vorsah, wurde in den anderen Kursen selbstständig mithilfe der Software »TippKöni-

gin« geübt. Wessen bisherige Berufspraxis einen geringen PC-Anteil hatte, war enorm herausgefordert. Wenn dann noch nicht einmal der Wunsch zum Wechsel in eine Bürotätigkeit bestand, wurden die monotonen Software-gesteuerten Tippaufgaben sowie die Übungen nach professionellen Diktatregeln zur Qual.

Jene N., Apothekerin: Wir hatten Handwerker, aus denen man versucht hat, einen Büromenschen zu machen. [...] Für mich war es schon schwer genug [...] (Interview Jene N., 18:27-28)

Jene N. absolviert eine Maßnahme zur Anpassung und Integration, um weiter in der Apotheke zu arbeiten. Sie will den Umgang mit Bildschirmlesegerät und Vergrößerungssoftware lernen. Aber offenbar sind Wissensinhalte nur ungenügend auf ihren Erfahrungsraum und ihren Erwartungshorizont abgestimmt. Geringe Motivation und falsche Lehrmethoden bringen keinen Erfolg. Die Lenkung von Sehbehinderten und Blinden in Büroberufe stellt in der Tat kein neues Phänomen dar. So bildeten bereits in den 1970er Jahren Träger der beruflichen Rehabilitation wie das Berufsförderungswerk Heidelberg Blinde und Sehbehinderte in der Datenverarbeitung für Bürotätigkeiten aus (Schwarz 1999: 7). Mitte der 1990er Jahre waren Arbeitnehmende mit Beeinträchtigungen des Sehens und mit Blindheit verstärkt in Schreib- und Telefонтätigkeiten anzutreffen (Schröder 1997: 504). Dennoch lässt sich nicht leugnen, dass der enge Fokus auf Büro die Gefahr in sich birgt, andere Berufe zu entwerten. Jene N. verweist auf diese Entwicklung und spricht damit eine soziale Dimension von Digitalisierung an, die bei aller Begeisterung über neue Teilhabemöglichkeiten gern mal übersehen wird. Ich komme später noch einmal darauf zurück.

Eine weitere soziale Dimension ist die zunehmende Überwachung durch den digitalen Kapitalismus. Als es in der Gruppendiskussion um die Sammelwut der Internetdienste und Social Media sowie die von Nutzerinnen unerwünschten Nebeneffekte von Sprachassistenten wie »Siri«, »Alexa« oder »TalkBack« geht, sagt der Informatiker Tom:

Tom: [...] also man gibt sich ja preis und man kann's ja gar nicht anders. Man nutzt die Systeme [...] Das Wissen, das sie da von einem erlangen [...] Alles, was zu Geld werden kann, wird zu Geld gemacht.

(FG B, 14:16-19)

Und David, in einer ostdeutschen mittelgroßen Stadt geboren, meint direkt im Anschluss an Tom:

David: [...] es ist wirklich erschreckend, was da alles gespeichert wird. Ich hab mal bei Google da reingeguckt, was die Spracheingabe betrifft, kriegt man so bisschen Bauchschmerzen und da steht wirklich detailliert drinne, am 6.6. um 17 Uhr 30 haben Sie gesagt Hallo Leute ich komme um dann und dann [...]. Das ist also immer nachvollziehbar, wann ist man wo gewesen ist, was gesagt, in welchem Zusammenhang. Also, die Kommunisten hätten ihre wahre Freude gehabt.

(mehrere lachen)

(FG B 14:22-15:5)

Ich möchte hier anmerken: Ja, das glaube ich auch. Zum Beispiel die Führung der Kommunistischen Partei Chinas oder andere totalitäre Staatsführungen *haben* ihre Freude daran. Jedenfalls ist den Befragten bewusst, dass mehr Teilhabe an den Errungenschaften der Digitalisierung mehr Überwachung sowie neue Formen der Ausbeutung impliziert.

Wissen zur Arbeitssuche: Wirtschafts- und Sozialkunde (WiSo) soll den Teilnehmenden Wissen zu Arbeitsrecht, Arbeitsorganisation und Arbeitssuche vermitteln. Darüber hinaus werden Themen aus Geschichte, Landeskunde und Politik behandelt. Bei WiSo wird meist von den Lehrkräften das konkrete Thema vorgegeben und abgehandelt, manchmal darf auch diskutiert werden. Ostdeutsche Teilnehmende von über 40 Jahren lächeln darüber ganz besonders, weil sie sich an den langweiligen und ideologischen Staatsbürgerkunde-Unterricht erinnert fühlen. Bewerbungstraining wiederum umfasst Wissensvermittlung zu Suchportalen, der zielgerichteten Stellensuche und dem DIN-gerechten Schreiben von Bewerbungen. Vermittlung und Erwerb gliedern sich in frontal und hierarchisch ausgestaltete Abschnitte, individuelle Instruktion und Beratung. Eine partizipative Verhandlung von Wissen findet zu dieser Wissensart nicht statt.

Allgemeinwissen: Die Arbeit an Kulturtechniken steht besonders in den drei Grundkursen auf dem Plan. Deutsch und Mathematik wird als Lernfelder am PC abgearbeitet. Der Nutzen dieser Übungen wurde von einigen Befragten als gering eingeschätzt, manche winkten schon bei der bloßen Erwähnung der Begriffe »Lernfeld Mathe« bzw. »Lernfeld Deutsch« ab.

Ariane, Diplom-Wirtschaftsingenieurin, 37 Jahre: [...] bei Deutsch musste man wirklich dann eintragen, [...] Doppelbuchstaben. Dass da, weiß ich, ein T steht, und dann Doppel-E. [...] Und dann sind das sechs Seiten oder so. Und da dachte ich, was soll das? Da wird man eher blöd davon. Und da dachte ich, für was bin ich hier? Um sowas zu lernen?

(FG E, 19:26-32)

Wir wissen nicht, ob Ariane gegen eine Tätigkeit, die sie aufgrund ihrer geringen Anforderung als Zumutung und Zeitverschwendung betrachtet, aufbegehrte. Eine andere Teilnehmerin berichtet allerdings von offenem Widerspruch:

Anastasia, promovierte Chemikerin, 44 Jahre: [...] Und dies ganze Mathe und Deutsch. Das war jetzt auch nicht so für mich angepasst, kann ja für andere Leute sinnvoll sein [...] Für mich war es das nicht. Das fand ich dann auch ätzend von Frau [Name Reha-Integrationsmanagerin]. Ich sag, das ist doch Blödsinn, und die dann meinte, (verstellt die Stimme) naja, es ist halt nicht immer alles toll, was man machen muss... Da muss ich mich mit so einer blöden Übung Scharfes-S und Doppel-S hinsetzen, um dann zu sagen, naja, also wenn das hier von Relevanz ist ...

(Interview Anastasia, 14:31-15:5)

Es kann bei diesen beiden überdurchschnittlich gut ausgebildeten Frauen davon ausgegangen werden, dass sie die Kulturtechniken hinreichend beherrschen. Die Zitate exemplifizieren, dass die Weiterbildung nicht an den vorhandenen Fähigkeiten, ja nicht einmal den »Defiziten« ansetzt, wie auf der Homepage angekündigt. Vielmehr sieht die Einrichtung die Teilnehmenden als eine homogene Gruppe, um ein wenig aufwendiges Standardprogramm durchzuziehen. Neben der deutlich formulierten Ablehnung dieser Art Beschäftigung nehmen einzelne Befragte eine mildere Position ein:

Esma, Erzieherin, 27 Jahre: Also, ich kann für mich sagen, die Tastenkombinationen waren für mich, alle fremd. Ich hab die Tastenkombinationen gelernt, ich bin auch froh drüber, aber was jetzt Lernfelder Deutsch, Mathe, WiSo, was auch immer angeht, da hab ich jetzt nicht wirklich was Neues gelernt, weil ich das alles schon im Abi durchgekauht hatte (lachen). Deswegen war es nur eine Wiederholung für mich. (FG E, 13:25-29)

Esma zeigt sich verhandelnd: »Wiederholung« als Instruktionstechnik aus der Schule braucht sie zwar nicht, sie schadet jedoch nicht. Gleichzeitig verdeutlicht die Sprecherin ihre Meinung, nach der Weiterbildung nicht in der Wiederholung von Altem, sondern Aneignung von Neuem bestehen solltet. Andere hingegen fanden die intellektuelle Zeitreise in die Schule sogar nützlich und akzeptierten die Übungen in Kulturtechniken:

Marco, U-Bahnfahrer, 41 Jahre: Also, für mich war es, sag ich mal, weil ich auch schon eine Weile raus bin aus der Schule ... Was war es? Knappe 20 Jahre. Also, das war eine Auffrischung, Wiederholung, Neues, eigentlich alles. [...] Ist ja auch, mit dem Lernen, dass man da wieder richtig reinkommt.
(FG E, 13:33-14:3)

Ich sehe keine Korrelation zwischen Berufsabschluss und der Einstellung zu monotonen Übungen in den Kulturtechniken. Im Gegensatz zu Marco deuteten andere Befragte mit Facharbeiterabschluss auf ein Gefühl der intellektuellen Unterforderung, während wiederum Teilnehmende mit Abitur die Disziplinierung mit einem milden Lächeln kommentierten. Ebenso wenig sind Alter und zeitliche Distanz zur Schule ausschlaggebend für Ablehnung oder Zustimmung, wenn es um die Lerninhalte geht. Der weit zurück liegende Schulabschluss sagt nur begrenzt etwas über abrufbare Kenntnisse in Bruchrechnen oder Syntax aus. Problematisch scheint mir weniger das häufig lebensferne Lehrangebot, sondern die von Anastasia angesprochene Maßregelung zu sein. Die Reha-Integrationsmanagerin reagiert auf ihren Protest mit den Worten »es ist halt nicht immer alles toll«. Eigentlich kommunizieren in der geschilderten Situation Erwachsene miteinander. Anastasia wird jedoch wie eine unartige Schülerin zur Disziplin ermahnt und damit symbolisch herabgesetzt. Dieser unglückliche Vorgang muss im Zusammenhang mit dem Narrativ von »Defiziten«, die alle Menschen mit Behinderungen angeblich hätten, gedeutet werden. Er ist keine zufällige Erscheinung, welche lediglich der schlechten Laune einer »Lehrerin« geschuldet wäre. Vielmehr resultiert er aus dem der Rehabilitation immanenten hierarchischen Machtverhältnis. So erinnere ich mich an ein Pausengespräch während meiner eigenen Weiterbildung, in dem Personen von einem Rechtschreibtest zu Beginn ihrer Maßnahme erzählten. Dieser bestand – so schloss ich aus dem Berichteten – aus Wörtern der Kategorie orthographisch schwierige Wörter, worunter Wörter fallen können wie Akquise, Appartement, Cappuccino oder Diarrhö. Durch diesen Test fühlten sie sich eingeschüchtert und waren für das »Lernfeld Deutsch«

bereit. Nach mehreren Stunden mit dem Scharfen-S und Doppel-E kam dennoch Frust auf. Von ähnlichen Situationen berichten Arbeitslose in Aktivierungsmaßnahmen.¹⁵ Aber noch einmal zurück zu Marcos Aussage. Er spricht eine wichtige Funktion der Grundkurse an: Die Teilnehmenden sollen sich wieder an (schulische) Disziplin gewöhnen, besonders wenn sie anschließend eine Ausbildung bewältigen wollen. Für ihn ergibt das durchaus Sinn. Andere jedoch schätzen ein, durch ihre Bildungskarriere und Berufstätigkeit mit der verschulten Form der Wissensvermittlung hinlänglich vertraut zu sein. Aus einer solchen Perspektive ergibt das Disziplinierungsprogramm wenig oder keinen Sinn.

Sozialtechnologien der Anpassung

Normalisierung: Im Folgenden möchte ich das Thema Macht und Disziplin vertiefen. Dafür beginne ich mit einer Passage aus einer der Gruppendiskussionen. In dieser sprechen Teilnehmende, die nach den jeweiligen Grundkursen eine Umschulung durchlaufen. Lisa will über die Ausbildung Kauffrau für Gesundheitswesen in ein berufliches Praxisfeld, das nahe bei ihrem ursprünglich gelernten Beruf Masseurin liegt. Carlo studiert Grundlagen der Bürokommunikation, um weiter im Kulturmanagement zu arbeiten. Gerd und Stefan satteln auf Informationstechnik um. Der im Auszug wiedergegebene Gesprächsabschnitt schloss sich direkt an das Thema Gesundheit an.

Gerd: An manchen Tagen ist die Ausbildung, ich sag mal, zu Bildschirm-las-tig, dass einem wirklich die Augen brennen. [...]

Carlo: Gerade montags, zumindest bei uns vieren.

Lisa (stöhnt auf): Oh ja.

Carlo: Äh, wir haben montags fünf Stunden Personalwirtschaft, was sehr augenlastig ist.

Lisa: Oh ja.

Carlo: Dienstag wieder Personalwirtschaft, ist augenlastig.

15 <https://www.hartziv.org/news/20190118-erniedrigend-grundschulaufgaben-fuer-hartziv-empfaenger.html> (letzter Zugriff 30.04.2021).

Andrea: Warum ist Personalwirtschaft augenlastig? [...]

Carlo: Arbeitsaufträge.

Stefan: Arbeitsaufträge.

Carlo: Man macht die Arbeitsaufträge, dann wird verglichen. Man guckt halt nur in den PC rein.

Andrea: Also, es ist nicht die Dozentin, die Sie mehrheitlich unterrichtet, an-leitet [...]

Stefan: Die macht die Auswertung. Die gibt uns einen Auftrag, dann sollen wir tun.

Andrea: Ja.

Lisa: Dann wird verglichen.

Stefan: Und dann wird das gemeinsam gemacht meistens.

Carlo: Ja.

Stefan: Und da müssen wir ja meistens wieder mitkorrigieren wieder.

Carlo: Richtig. [...]

Carlo: Danach kommt dann noch Rechnungswesen. Wieder am PC.

Stefan: Zack.

Carlo: Dann um elf, dann haben wir danach ...

Lisa: Marketing.

Carlo: Marketing. Wieder am PC. (hebt die Stimme) Nur am PC. Und dann ...

Lisa: Kommunikation. Und das ist auch, zumindest die letzte Einheit, auch wieder Eigenrecherche.

Carlo: Ja.

Lisa: Also, das ist dann ...

Gerd: Wir kriegen dann Aufgaben gestellt, die wir selbstständig lösen sollen.
(FG A, 13:19-14:26)

Es wurde bereits darauf hingewiesen, dass einige Befragte mehr Interaktion mit den Lehrkräften vermissen. In dieser Passage geht es um weitaus mehr. Wir finden hier einen Hinweis auf Konsequenzen, die sich aus dem wissenschaftsgesellschaftlichen Imperativ vom lebenslangen Lernen unter den Bedingungen der neoliberalen Ökonomisierung ergeben. Die Befragten absolvieren eine Umschulung, lernen Rechnungswesen, Marketing und Bürokommunikation. Die Wissensbestände stellen sie nicht infrage, sondern halten sie vor dem Hintergrund der eigenen Pläne und in Vertrauen auf die Kompetenzen des Bildungsträgers für angemessen. Dieser wiederum hofft auf erfolgreiche Abschlüsse der Teilnehmenden und deren zeitnahe sozialversicherungspflichtige Beschäftigung. Daraus könnte der »Leistungserbringer« gegenüber »Leistungsträgern« Anerkennung generieren, was den Zugang zu neuen Kundinnen erleichtern würde. Aus Kostengründen setzt er jedoch in einem hohen Maß auf die Selbsttätigkeit der Teilnehmenden, die sich logisch aus der »Aktivierungsdoktrin« ableiten lässt. Wissensvermittlung durch stationäres E-Learning und Selbsttätigkeit der Teilnehmenden (»die gibt uns einen Auftrag, dann sollen wir tun«) ist für das Unternehmen wesentlich effizienter als beispielsweise Lehr-Lern-Arrangements, bei denen Lehrkräfte von den Stärken und Interessen der individuellen Teilnehmenden ausgehend ziel- und methodendifferenzierte Angebote machen würden. In der Kritik steht hier nicht nur die eingeschränkte Kommunikation mit den Lehrkräften, sondern ebenso die extensive und intensive Bildschirmarbeit. Welchen Sinn ergibt es, Sehbehinderte derart am PC arbeiten zu lassen? Werden sie auf diese Weise nicht zwangsläufig erblinden? Ich finde die Dynamik in der zitierten Passage äußerst aufschlussreich. Ein Thema kommt auf und wird gemeinsam »abgearbeitet«. Formulierungen wie »Bildschirm-lastig« und »augenlastig« verweisen explizit auf die Wahrnehmung der eingesetzten Lehrtechniken als *belastend*. Kurze Einwürfe wie »richtig« oder »oh ja« deuten auf Ermüdung

der Sprecher bzw. Sprecherin. Der zügige Wechsel von »wieder am PC« über »zack« und »dann um elf« bis zu »wieder am PC« klingt wie ein Echo auf beschleunigte Maschinenrhythmen und Arbeitsabläufe in der Fabrik. Heute bestimmen die Prozessoren das Arbeitstempo. Die Befragten nehmen diese Art ihrer Anpassung nicht widerspruchslös hin.

Diese Passage korrespondiert mit einer Reihe von Stellen in den anderen Fokusgruppendifkussionen und Einzelinterviews (FG A, FG C, FG E; Interview Jene N.). Immer wieder weisen die Befragten darauf hin, dass sechs bis acht Stunden Lernzeit an PC und Bildschirmlesegerät in Widerspruch zu den eigenen gesundheitlichen Bedürfnissen stehen:

Esma: [...] wenn wir das auf dem Computer lesen sollen, was halt die Grundkenntnisse angeht ... Also, wir machen das ja, weil wir nicht gut sehen können. [...] Aber wenn ich mich dann so sehr anstrengen muss, um das lesen zu können, sind meine Augen ja mehr angestrengt, als es eigentlich sein sollte. Dann bin ich ja wieder gestresst und werde dadurch krank. Deswegen bin ich der Meinung, dass die Lehrer umso mehr sprechen und das erklären sollten, als wenn wir es da am Computer bearbeiten sollten.
(FG E, 17:22-28)

Mehr Gespräche und direkte Interaktion mit der Lehrkraft – so lautet die Forderung in einer Begegnung, die lange vor der Corona-Pandemie stattfand. Esma bezieht sich mit ihrer Äußerung auf die Aneignung von Grundlagen der Datenverarbeitung sowie die Arbeit mit Hilfsmitteln. Ihre Strategie, sich durch Weiterbildung psychosoziale Stabilität und eine berufliche Perspektive zu erarbeiten, sieht sie gefährdet. Denn zwar hilft assistive Technologie, Sehschädigung zu kompensieren, die Augenerkrankung bleibt jedoch und kann sich weiter verschlechtern. Assistive Technologie enthindert und sie behindert. Argumentiert Esma besonnen und konstruktiv, waren andere Stimmen zum Thema Augenbelastung geradezu erregt:

Anonym: Und das stand auch drin, in diesem amtsärztlichen Attest. (dehnt die Wörter) Nicht mehr als zwei Stunden am Tag Bildschirmarbeit. (erregt) Und hier wird man zehn Stunden hingesetzt. [...] das ist alles abgeliefert worden hier, sämtliche medizinische Unterlagen. Es wird bloß nicht beachtet.
(FG XYZ, 17: 10-17)

Die »zehn Stunden« beziehen sich auf den »langer Dienstag« mit Unterricht von 7 Uhr 30 bis 16 Uhr 40, ein Arrangement zum Ausgleich von Anreisebedingtem Stundenausfall am Montagmorgen. Unsere Begegnung fand an einem Mittwochmorgen statt und ersetzte einen Unterrichtsblock. Der »lange Dienstag« steckte der befragten Person noch in den Knochen – und in den Augen. In der Äußerung bahnt sich die Wut einen Ausweg in der Beschwerde. Dementgegen spricht der Bildungsträger von der Beseitigung aller »Defizite« der »Rehabilitanden« und ihrer Anpassung an das Arbeitsleben. Der »Rehabilitand« soll an den achtstündigen Normalarbeitstag im digitalisierten Büro angepasst werden, um später ebenso viele Stunden Arbeit und Sehleistung einzubringen wie alle anderen auch. Somit dienen die Wissensbestände, Vermittlungstechniken sowie die Sprache des Rehabilitationsbetriebes einem höheren Ziel: Anpassung der Sehbehinderten und Blinden an »Kommunikations-, Konsumtions- und Produktionsabläufe« und eine »nicht behinderte Ordnung« (Waldschmidt 2007: 68). In der Tätigkeit des Unternehmens geht es weniger um Wissensvermittlung, als vielmehr um Regulierung und Normalisierung des Verhaltens einer homogenisierten Gruppe.

Disziplinieren: Michel Foucault schreibt in *Überwachen und Strafen: Die Geburt des Gefängnisses* (Foucault [1976] 2015: 181): »Die Disziplin macht sich zunächst an die Verteilung der Individuen im Raum.« Der lokalisierte Raum der Anpassung ist nach außen hin abgeschlossen, nicht absolut und nicht wie die Kaserne, das Sittigunghaus des 18. Jahrhunderts oder die Bildungshäuser für Taubstumme und Blinde im 19. Jahrhundert. Er ähnelt einer Schule, die täglich aufgesucht und verlassen oder in deren Internat gewohnt wird. Ist Segregation erst einmal hergestellt, geht es an die elementare Lokalisierung der Individuen. Deren Verteilung erfolgt entsprechend der Zuordnung zu den einzelnen Maßnahmen, die das Reha-Assessment kraft rehabilitationswissenschaftlicher, von medizinischen Kategorien geleiteter Expertise empfahl. Die Infrastruktur der einzelnen Räume, besonders die Arbeitsplätze und ihnen aufgesetzte Technik, hängt von der Art der Maßnahme ab. Den Individuen werden Funktionsstellen zugeordnet, eine Sitz-Ordnung entsteht. Gegen diese Ordnung des Raumes darf nicht verstoßen werden, wie wir im Folgenden sehen werden:

Der 44-jährige David, medizinisch-technischer Assistent, wurde in der blindentechnischen Grundrehabilitation platziert, lernt Brailleschrift, Computer-Braille und Zehnfigertastenschreiben. Die Anpassung an die Erfordernisse des blindengerechten Arbeitens unterstützt das Reha-Integrationsmanagements durch die Anweisung, am PC keine Windows-

Vergrößerungshilfen zu nutzen. David darf nur mit Braillezeile und dem Screenreader *Regen* arbeiten. Aber ...

David: [...] die Braillezeile ist auch nicht immer so hundert Prozent kompatibel. (hebt die Stimme) Manchmal wird nichts angezeigt. Oder gerade das Wort, das falsch ist und das ich berichtigen soll, dahinter steht der Cursor, daneben ein Stück leer. Ich weiß nicht warum [...] Frau [Lehrkraft] hat dann auch keine Erklärung für die Problematik. Sie sagt, da guckt noch mal ein Techniker drauf bei Gelegenheit, das kann ja so nicht gehen irgendwo [...] Und dann, was ich ja eigentlich nicht soll, was meistens Mecker gibt, hab ich mir heimlich erstmal wieder die [Windows-] Bildschirmlupe angemacht [...] (Interview David, 27:15-23)

Sich »heimlich« der Windowssystemkomponente zu bedienen, gibt »meistens Mecker«. David ist grundsätzlich versiert im Umgang mit Computertechnik, bastelt schon seit seiner Jugend gern. In der Weiterbildung realisiert er, dass Anweisungen einerseits und technische Erfordernisse andererseits in Widerspruch zueinanderstehen können. Er weist darauf hin, dass dieser Umstand der Reha-Integrationsmanagerin durchaus bewusst ist. Dennoch nutzt die Expertin ihre institutionell abgesicherte Macht über David. Von verbalen Sanktionen, wie hier beschrieben, berichteten einige der Befragten. Dabei ging es nie darum, dass jemand laut gestört oder Stühle umgeworfen hätte (wobei auch das vorkommen kann), sondern stets um autonome Lernhandlungen sowie die Bewältigung technischer Probleme. Die generalisierten Instruktionen zur Nutzung bestimmter Hilfsmittel und das Verbot anderer entsprechend der durch Rehabilitationsexpertise festgelegten Bedarfe ergibt für David keinen Sinn. Im Verweis auf den Techniker sieht er eine Legitimation seines Handelns. Es steht ihm jedoch nicht zu, die Raumordnung zu untergraben.

Ganz ähnliche Erfahrung machte Anastasia. Die 44-jährige Sehbehinderte absolvierte eine Maßnahme zur Anpassung und Integration, in der keine Unterweisung in Brailleschrift vorgesehen und daher auch keine elektronische Braillezeile vorhanden war. Dafür standen ihr ein Bildschirmlesegerät und *Sonnenschein* zur Verfügung. Die Lernfelder Mathematik und Deutsch arbeitete die Chemikerin (wenn auch widerwillig) zügig ab, schrieb Bewerbungen auf Praktikumsplätze und Stellen. Aus Langeweile sowie Neugierde borgte sie sich aus dem Raum der blindentechnischen Rehabilitation Material zur Brailleschrift. Für die Chemikerin lag es nah, sich mit Chemie-Braille ver-

traut zu machen. Für ihre Recherche nutzte sie den Rechner. Diese Aktivität habe ihr »sehr viel Spaß« gemacht, sagt sie. Aber:

Anastasia: [...] Ich meine, darf man ja nicht. Das war ja ausdrücklich nicht erwünscht in dieser Maßnahme, dass man Blindenschrift lernt, was ich nicht nachvollziehen kann. Wieviel siehst du noch, 16 Prozent, ja gut, ich hatte auch schon mal 10. Aber da musst du ja in die andere Maßnahme und die kostet mehr Geld.

(Interview Anastasia, 15:32-16:3)

Die Instruktionen des Reha-Integrationsmanagements sind an medizinischen Kategorien orientiert, an festgestellten »Defiziten« und etablierten rehabilitativen Verfahren zu deren Beseitigung. Stärken und Präferenzen der Individuen spielen nur eine untergeordnete Rolle. Anastasia selbst ist sich der ökonomischen Vorstrukturierung der Raumordnung und implementierten Anpassungsstrategien des Managements bewusst. Ihre eigene Maßnahme nimmt sich vergleichsweise kostengünstig aus, denn die Teilnehmenden lernen quasi autodidaktisch, üben mit der assistiven Technik oder schreiben Bewerbungen. Braille-Unterricht hingegen ist kostenintensiv. Benötigt werden neben Lehrbüchern und Drucker die hochempfindlichen teuren Braillezeilen sowie eine qualifizierte Lehrkraft. Die Aufrechterhaltung der räumlichen Ordnung fordert von den Teilnehmenden Gehorsam. Gegebenenfalls werden sie durch »Mecker« diszipliniert.

Die Tätigkeit der Personen mit Behinderung wird im Rahmen des sozialrechtlichen Dreiecks durch Koordination und Berichtswesen überwacht. In der Weiterbildung stehen die Individuen mit ihren Handlungen und diese realisierenden Operationen unter Aufsicht. Mit Foucault ([1976] 2015: 192) findet hier eine »Kontrolle der Tätigkeiten« statt. Diese muss sich für die Befragten nicht zwangsläufig negativ anfühlen.

Micha: [...] Meine Maßnahme geht ja jetzt zu Ende. Aber hätte ich das diese zehn Monat zuhause gemacht, da hätte mir wirklich eine Frau [Reha-Integrationsmanagerin] gefehlt, die auf den Tisch gekloppt hätte und gesagt, ich soll was machen. Weil zuhause, wenn da keiner Kontrolle macht... [...]

Andrea: Also, ist es eher Hilfe und Betreuung oder Kontrolle?

Micha: (*schnell*) Nee, nee, nee, nee. Eher drauf hinweisen.

(FG B, 26:12-23)

»Nee, nee« – korrigiert sich der Sprecher recht schnell. Micha ist seit langer Zeit arbeitslos, lebt von der Partnerin getrennt und hat ein Kind. Befällt ihn in diesem Dialog das Gefühl, seine Aussage könnte später gegen ihn verwendet werden? Schließlich arbeite ich mit dem Berufsförderungswerk zusammen. Michas Aussage gibt dem »aktivierenden Sozialstaat« insofern recht, als dass Aufsicht und Maßregelung geeignet sein können, Lernstruktur und Anpassung zu unterstützen. Micha besteht jedoch darauf, dass die Mitarbeiterin der Einrichtung ihn nicht kontrolliert, sondern nur Hinweise tätigt. Selbstverständlich erhalten die meisten Menschen lieber freundliche Hinweise als Anweisungen. Aber lässt sich nicht genau deshalb Disziplin eher durch »Hinweise« herstellen? Und wieviel Ordnung wollen die Befragten eigentlich?

Hajo: [...] Es ist schon besser, wenn man eine strukturierte, ja, strukturierte Ausbildung oder strukturierte Maßnahme hat, wo wirklich noch ein Dozent da sitzt beziehungsweise, wo man selber sagen muss, jetzt muss man dann und dann aufstehen, dann und dann hin und dann zurück und man hat einen geregelten Ablauf. Es ist diszipliniertes.

(FG B, 25:31-26:3)

Die Aussagen von Micha und Hajo deuten auf bestimmte Vorstellungen von Disziplin: das Akzeptieren von Autoritäten, das Befolgen von Regeln sowie die Orientierung an vorgegebenen Strukturen. Disziplin ist zur Erreichung der eigenen Ziele notwendig. Die Sprecher würden den Gedanken, Disziplin sei eine Form der externen Machtausübung, womöglich von sich weisen. Ihre Aussagen deuten stattdessen auf Disziplin als Modalität des eigenen Handelns. Im Sinne von Bourdieu (1976) könnte von einer habituellen Disposition gesprochen werden. Durch Sozialisation in Familie und Schule wurde Disziplin inkorporiert und in lebenslanger Praxis als ein Handlungsschema auf Dauer gestellt. Im Sinne von Foucault hingegen verweist Disziplin auf ein spezifisches Verhältnis von Macht. Damit sind weder Herrschaft noch Dominanz gemeint, sondern Macht manifestiert sich darin, »das Feld eventuellen Handelns der anderen zu strukturieren« (Foucault 1987: 255) – anderer Individuen oder ganzer Gruppen wie zum Beispiel Menschen mit Behinderungen. Machtausübung bedeutet also das einseitige Einwirken darauf, wie andere sich zu führen haben; Foucault spricht vom »Führen der Führungen« (ebd.).

Disziplinierende Macht entsteht auf dem von der Bürokratie gesteuerten Weg ins Reha-Assessment, entfaltet sich voll und ganz in der lenkenden Weiterbildung und wirkt fort in der Betreuung während der Jobsuche, gegebenenfalls noch nach Beendigung der Maßnahme.

Micha: Ich war zweimal beim Vorstellungsgespräch gewesen und das eine Mal läuft noch. Hab ich auch eine Absage gekriegt oder hab selber abgesagt, weil, Frau [Reha-Integrationsmanagerin] hat gesagt, der Job ist nichts für mich. (FG B, 22:46)

Aufgabe des Reha-Integrationsmanagements ist eigentlich, seine »Kunden« so schnell wie möglich in sozialversicherungspflichtige Arbeitsverhältnisse zu führen. In diesem Fall stellt die Akteurin Fürsorgepflicht gegenüber dem »Rehabilitanden« über die Erfolgskriterien von »Leistungserbringer« und »Leistungsträger«. Sie rät ihm von etwas ab, das aus ihrer Sicht nicht passt. Micha scheint das in Ordnung zu finden, denn er vertraut ihrem Urteil. Dennoch übt die Akteurin Macht aus, indem sie sein Verhalten lenkt. Anders als in Foucaults Analyse über die Disziplinierung der Körper in der Moderne sind diejenigen, die hier mithilfe von Rehabilitationstechniken an »das Arbeitsleben« angepasst werden sollen, bereits diszipliniert. Darin liegt wohl der Grund dafür, dass Disziplin nicht als Machtverhältnis wahrgenommen wird, sondern als wohlgemeinte Betreuung.

Hajo bringt mit seiner Aussage sein Bedürfnis nach einem Zeitregime zum Ausdruck. Die Disziplin entfaltet sich über einen genau getakteten Tagesablauf; Müßiggang muss vermieden werden (vgl. Foucault [1976] 2015: 194). Macht in Form von Kontrolle der Zeit beginnt vor der Weiterbildung; genau genommen mit dem ersten Schultag oder gegebenenfalls bereits im Kindergarten. Für die Weiterbildung mussten die Befragten den Terminen der Ämter und Kassen Folge leisten, Fristen zur Antragstellung einhalten oder Jobsuchaktivitäten mit Datum belegen. Auf die Bearbeitungszeit ihrer Anträge hatten sie indes keinerlei Einfluss. In der Weiterbildung ist die Tätigkeit durch Wochen- und Stundenpläne, Unterrichtszeiten und die »Schließzeiten« des Internats getaktet. Zuweilen verstärkt sich die Macht infolge betriebsinterner Entscheidungen. So begannen Ariane und Esma im Januar 2019 einen sechsmonatigen Vorbereitungslehrgang, der jedoch um weitere sechs Monate verlängert wurde, weil die anschließende Umschulung noch nicht organisiert war; weder Infrastruktur noch Lehrpersonal waren betriebsbereit:

Ariane: [...] eigentlich war ein halbes Jahr angedacht und dann wurde uns ... Am 10. Juli oder so kommen wieder jetzt die Neuen für den RVL, die dann ein halbes Jahr machen und wir müssen jetzt ein Jahr machen, und wir verstehen beide nicht so richtig, warum das so ist.
(FG E, 19:7-21)

Aus Sicht der beiden Teilnehmerinnen entscheidet die Einrichtung willkürlich über ihre Zeit und Lebensplanung, ohne die Gründe für die Planänderung zu kommunizieren. Die Zeit der Menschen mit Behinderung wird der Zeit der Expertinnen untergeordnet. Die Kontrolle der Zeit vollzieht sich ferner in der Feintaktung der Wissensvermittlung, etwa durch diverse Formen der Wiederholung (vgl. Foucault [1976] 2015: 207-209). Die Disziplin wirkt fort durch Bewertung des Verhaltens mittels Noten und Worturteil:

Harry: [...] also, ich hab den Abschluss gemacht [...] Und das hätt ich mir auch gewünscht, dass ich das persönlich bekomme. Persönlich hab ich nur bekommen, dass ich erfolgreich teilgenommen habe am RVL [...] Ich hab die Testbenotung gesehen, also die Tests, die ich geschrieben hab. Die hat Frau [Reha-Integrationsmanagerin] eingesammelt, dann hat sie sie mir gezeigt, hier, das war eine Eins, das war eine Eins bis Zwei, meistens war's eine Eins [...] Die Endbenotung hab ich in mündlicher Form bekommen, aber nicht schriftlich. Schriftlich hat das der Kostenträger bekommen.
(Interview Harry, 35:17-28)

In der Schule oder bei Beendigung von Ausbildung und Studium wird ein Zeugnis ausgestellt. In diesem Bildungsgang erhält der Sprecher lediglich ein standardisiertes Zertifikat über seine Teilnahme, während er die abschließende Leistungsbeurteilung und Empfehlung nicht kennt. Harrys Bedürfnis nach Anerkennung wird frustriert. Gleichzeitig wird er entmündigt. Im Verlauf der beruflichen Rehabilitation werden Akten über die »Leistungsberechtigten« angelegt, über die sie nur sehr eingeschränktes Wissen und keinerlei Kontrolle besitzen. Allein die Angst davor, dass etwas Nachteiliges über die eigene Person offiziell dokumentiert werden könnte, verhilft der Disziplin zur vollen Wirkung.

Das unternehmerische Selbst: Neben den bisher angesprochenen Disziplinartechniken, die auf Modernisierungsprozesse des 18. und 19. Jahrhundert zurückgehen, kommen in der Weiterbildung eine Reihe von Sozial- und Selbsttechnologien jüngerer Alters zum Einsatz, so zum Beispiel die Technik

der Feedback-Runde. Die erzwungene Selbstreflexion des Individuums vor einer Gruppe wurde schon in bestimmten Religionsgemeinschaften (Auskunft über Verfehlungen) und in den kommunistischen Avantgardeparteien praktiziert (Kritik- und Selbstkritik). Doch erst der Neoliberalismus als hegemoniale Idee hat Feedback-Runden als Instrument der Leistungssteigerung und Selbstverbesserung geadelt (vgl. Bröckling 2019: 236-238). Zwar bediente sich das Management in der hier untersuchten Weiterbildung nicht der verschärften Form des »360°-Feedbacks« mit systematischer Fremdbeobachtung und Befragung, sondern lediglich einer abgeschwächten Variante mit Aufforderung zur Reflexion. Doch auch diese bringt spezifische Effekte. Die folgende Passage aus einer Gruppendiskussion entstand auf meine Nachfrage, ob es wie zu meiner Zeit in ihrer Weiterbildung Feedback-Treffen gäbe. Dies wurde von den zu zwei verschiedenen Maßnahmen und damit räumlich getrennten Gruppen gehörenden Befragten bejaht. Dann ging es folgendermaßen weiter:

David: Ich halte von diesen Sabbelstunden überhaupt nichts. Von mir aus könnt en wir die weglassen.

(mehrere durcheinander, unverständlich)

Hajo: Nein. Um Gottes Willen. (hebt die Stimme) Ich muss vehement dagegen sprechen, David. Aber es hat nichts mit dir zu tun. [...] Ich finde sie [die Feedback-Runde] äußerst wichtig, weil, nur so können wir miteinander sprechen. Und wer kommuniziert, der kommt auch weiter, meiner Ansicht nach ...[...]

David: Naja, ich sag mal, wenn es akut irgendwas zu besprechen gibt, dann kann man es auch anbringen, wenn das Problem auftritt [...] Das muss man nicht zwingend aufschieben bis zu irgendeiner Stunde am Freitag. [...] Wenn dann gefragt wird, hat jemand was zu sagen, dann fällt einem vor lauter Angst erstmal gar nichts ein. Jeder überlegt, ja hm, weiß auch nicht, ja? Dann ist es besser, wenn irgendjemand was hat, auch wenn's am Montag ist, dann sagt er Bescheid [...] Dann ist es geklärt.

Andrea: Ihr müsst aber auch nicht jede Woche so einen Bogen ausfüllen, was war gut, was war schlecht?

David: Sollten wir.

Milan und Micha (gleichzeitig, unverständlich)

Hajo (gleichzeitig): Das war am Anfang so, aber dann haben wir uns auf mündlich geeinigt. Dass wir das mündlich machen. Aber ich wollte nochmal auf David zurückkommen. [...] Es ist keine zwingende Voraussetzung, dass du die Probleme auf Freitag verschiebst. Wenn du was hast, dann denke ich nicht, dass wenn du zu einer Frau [Reha-Integrationsmanagerin] oder Frau [Reha-Integrationsmanagerin] gehst und sagst, das und das Problem besteht oder in der Community bei euch im Raum... Wenn du dann sagst, hier (klopft auf den Tisch), ich hab das und das Problem, dann kannst du das auch immer ansprechen. [...]

Hannah: Ja, ich denke auch, das gehört so ein bisschen zur Unternehmenskultur. Dass man dann auch denkt, wenn sich das so in einem größeren Betrieb so ergeben würde, dass jeder immer dann meckert, wenn ihm das gerade auffällt, dann käme man ja überhaupt nicht mehr zum Arbeiten.

Hajo: Nee. Eben.

Hannah: Du musst irgendwelche Strategien entwerfen, dass du sagst, die nicht so superbrennenden Dinge oder die Dinge, über die du auch nochmal schläfst [...] Ansonsten hat man ja einen totalen Wirrwarr.
(FG B, 28:6-30:9)

Was genau passiert hier? David erklärt, die Feedback-Runde sei eine überflüssige »Sabbelstunde«. Dem widerspricht Hajo entschieden, denn aus seiner Sicht schaffen Feedback-Runden die notwendige Voraussetzung für ein gelungenes Miteinander und fördern gleichzeitig individuelle Entwicklung. David wiederum verweist auf herkömmliche Formen des Ansprechens von Problemen. Zur Begründung führt er an, verordnetes Feedback habe eine angstmachende und somit die Kommunikation behindernde Seite (»dann fällt einem vor lauter Angst erstmal gar nichts ein«). Was die wöchentlich individuell auszufüllenden Feedback-Protokolle betrifft, reagieren die beiden Männer unterschiedlich: der eine deutet auf eine vernachlässigte Pflicht (»sollten wir«), der andere einen Spielraum (»auf mündlich geeinigt«). Die Einwürfe von Milan und Micha waren leider nicht zu verstehen, weil Hajo

sehr viel lauter als sie sprach. Dann baut Hajo sein Argument aus und unterbreitet aus der Perspektive seiner eigenen Maßnahme-Gruppe David Vorschläge zur Problembewältigung in dessen Gruppe der blindentechnischen Grundrehabilitation, dessen »Community«. Womöglich spielt er auf latente oder gar manifeste Konflikte in bzw. zwischen den beiden Gruppen an; ich fragte nicht nach. Plötzlich wirft Hannah den Begriff »Unternehmenskultur« in den Raum. Kommunikation über auftretende Probleme müsste rational in die betrieblichen Arbeitsabläufe eingebaut werden, anderenfalls entstünde Chaos. Ferner obliege es jedem Individuum selbst, sich geeignete Kommunikationsstrategien zuzulegen. Wie ist dieser Diskursausschnitt zu verstehen? David ist ostdeutsch sozialisiert. Seine Ablehnung von Kontrolle artikuliert er oben in Bezug auf die Datensammelwut im digitalen Überwachungskapitalismus (vgl. Zuboff 2018). Seine Abwehr gegen angeordnete Reflexion mag aus eigener Erfahrung und Teilhabe am ostdeutschen kollektiven Gedächtnis herrühren. Es könnte ebenso gut sein, dass er auf sich selbst konzentriert die Zeit der Weiterbildung so effektiv wie möglich nutzen will. Vielleicht ist er auch nur zu scheu, Persönliches preiszugeben. Hajo dagegen lässt sich – wie weiter oben gezeigt – auf die disziplinierende Strukturierung der Weiterbildung ein. Darüber hinaus hatte ich während der Diskussion neben ihm sitzend das Gefühl, er sei ein äußerst kommunikativer Mensch. Seine Position erklärt sich ferner mit dem am Rande der Diskussion erwähnten Plan der Einrichtung, ihn nach seiner Maßnahme als Brailleschriftlehrer und IT-Trainer einzustellen; dies geschah in der Zwischenzeit. Was Hannah betrifft, so arbeitete die Entwicklungsmanagerin in Start-up-Unternehmen. Ihre Worte implizieren, dass sie organisiertes Feedback mit selbstgesteuerter Verhaltensregulation, Produktivität und Ordnung verbindet. Ihre Argumentation könnte als Bemühen gelesen werden, Ordnung in die Diskussion zu bringen. Als Entwicklungsmanagerin besitzt sie das nötige kulturelle Kapital, um den anderen die gesellschaftliche Bedeutung von Feedback begreiflich zu machen. Damit ist sie dem Reha-Integrationsmanagement ein Stück voraus. So deutet die beliebige Handhabung von Feedback-Varianten darauf hin, dass das Management sie vornehmlich zur Erfüllung von internen sowie externen Qualitätskriterien einsetzt, während die von David angesprochene Angst nur einen Nebeneffekt darstellt. Strukturell gesehen ist die Feedback-Runde eine Technologie zur sozialen Kontrolle und Verhaltensregulierung, durch die sich neoliberale »Gouvernementalität« (Foucault 2008) verwirklicht. Der Soziologe Ulrich Bröckling hingegen nennt Feedback-Runden »Nötigung zur Selbstreflexion, die wiederum zu verbesserter Selbststeuerung führen

soll« (Bröckling 2007: 239). Das Individuum wird nicht länger geführt wie bei den alten Disziplinarstechniken, sondern es führt sich selbst. Es wird zu einem unternehmerischen Selbst, das sein Verhalten selbst reguliert. Als ein weiteres Mittel der Selbststeuerung könnten die erwähnten wöchentlichen Protokolle interpretiert werden, mit denen die Teilnehmenden Auskunft über ihre selbst gesetzten Ziele, Schwächen sowie Sozialkompetenz geben sollten. Die Letztgenannte wurde differenziert in »Engagement, Motivation, Disziplin, Belastbarkeit, Charisma.«¹⁶ Dass Charisma zu erlernbaren Fähigkeiten gehört, hatte mich in meiner Lehrgangszeit verwirrt. Ich las dann jedoch nach, dass dieser mir aus Soziologie und Religionswissenschaft vertraute Begriff Eingang in die neoliberale Aktivierungsrhetorik gefunden hatte.

Auch andere Begriffe wandern, so beispielsweise »Projekt«. In den Anpassungsmaßnahmen waren die Teilnehmenden aufgefordert, individuelle und kollektive Projekte durchzuführen. Sie sollten zu vorgegebenen Themen aus dem Komplex »Nicht-Sehen« Recherchen durchführen und die Ergebnisse präsentieren. In einigen Maßnahmen wurde die individuelle Präsentation benotet (Interview Jene N.; Interview Harry). Das didaktische Ziel der Projektarbeit bestand sicherlich in der Förderung von Selbstständigkeit, Planungsfähigkeit, Selbstdarstellung sowie Teamfähigkeit bei gleichzeitiger Hervorhebung der individuellen Leistung – allesamt Fähigkeiten, die zum unternehmerischen Selbst dazugehören. Das Projekt als neoliberale Sozialtechnologie sieht seinen Ursprung teilweise in sozialemanzipatorischen Bewegungen. Dort bedeutet es eine Form kooperativer Tätigkeit, deren Weg und Ziel mit Solidarität, Autonomie und Freiheit von Herrschaft verbunden war. In dieser Bedeutung fand das Konzept Eingang in die Integrative Pädagogik, die bei den Bedürfnissen eines jeden Individuums ansetzt und auf die Freiheit aller ausgerichtet ist (vgl. Feuser 1989). Doch diese Bedeutung liegt derjenigen, die dem Projekt in der Weiterbildung von Sehbehinderten und Blinden zukommt, sehr fern. Was hier vermittelt wird, ist vielmehr die Komplementarität von Kooperation und Konkurrenz. Denn wer in der kapitalistischen Arbeitswelt »erfolgreich sein will, muss vor allem das jeweils richtige Mischungsverhältnis« aus kooperativem und konkurrierendem Verhalten lernen (Bröckling 2019: 265). Anpassung an die Arbeitswelt setzt jedoch einen funktionierenden Körper voraus. Daher wurden im Befragungskontext die Teilnehmenden mittels verschiedener Formate in Gesundheitsfragen und gesunder Ernährung unterwiesen: Events wie »Gesundheitswoche«, Vorträge

16 Persönliches Feedback-Protokoll 2018.

von Expertinnen oder Inhalte von Diktaten. Des Weiteren gab es verpflichtende Sport und Entspannungseinheiten, die Anastasia liebevoll »Wellnessprogramm« nannte, das »am Anfang Spaß gemacht« habe (Interview Anastasia, 5:13-14). Den regulären »Projekttag« fand sie allerdings »nicht so sinnvoll« (Anastasia, 14:28). Selbst mir gefiel der Sport unter Anleitung einer ehemaligen Hochleistungssportlerin; das passte einfach zu meinem disziplinierten Selbst. Nichtsdestotrotz betrachte ich als Sozialwissenschaftlerin das Gesamtprogramm aus Gesundheitserziehung, Körperübungen und Pflicht zur kollektiven Entspannung im Rahmen von Anpassungsmaßnahmen als den Versuch, strukturell entstandene Probleme auf das Individuum zurückzuwerfen. Nachdem es ausgegrenzt wurde und an Stress erkrankte, wird es aufgefordert, sich mit mehr Eigenverantwortung für das politisch-ökonomische System abzuwöhnen. Bei der Weiterbildung geht es genau genommen um Anpassung an die Erfordernisse der Industrie 4.0, das neoliberale Leitbild vom unternehmerischen Selbst sowie die »nicht-behinderte« Ordnung (vgl. Waldschmidt 2007: 68).

Gemeinschaft konstituieren: Jede Form der Machtausübung kann nicht-intendierte Handlungsergebnisse hervorbringen. Es wird Zeit, den gelebten Raum der Anpassung nach solchen Effekten zu untersuchen. Dabei möchte ich an eine Formulierung in der Aussage von Hajo zum Thema Feedback-Runde anknüpfen. Er spricht von »Community« im Sinne einer Gruppe von Subjekten, die auf bestimmte Art und Weise lokalisierbar ist, und weist damit auf Gruppenbildungsprozesse hin. Aus allen Fokusgruppendifkussionen lassen sich sprachliche Verweise extrahieren, die ich als Repräsentationen von Kooperation und Solidarität interpretieren möchte. Darüber hinaus legt die Art und Weise der Interaktion der Befragten untereinander und mit mir den Schluss nahe, dass zumindest situative Gemeinschaftsbildung stattfindet. So wurde zum Beispiel in einer der Gruppen plötzlich darüber geredet, wie einer der Befragten im Schulungsraum an ein leistungsfähigeres Bildschirmlesegerät käme, wer mit wem etwas tauschen und was wann mitnutzen könnte.

Andrea: Also, ich sehe schon, Sie unterstützen sich gegenseitig.

Stefan: Ja.

Carlo (gleichzeitig): Ja.

Lisa: Anders ist das gar nicht zu schaffen.
(FG A, 14:32-15:1)

Das Zitat verweist auf Stress als eine Herausforderung, und die Befragten nehmen diese teilweise gemeinsam an. Lisa bezieht sich auf Wissen, dessen Aneignung für die weitere Entwicklung nötig ist. Die Handelnden helfen sich gegenseitig durch den Lehrstoff und über die Hürden der technischen Infrastruktur. Kooperation und Solidarität hat also einen ganz praktischen Nutzen. Es geht jedoch um noch mehr. Auf meine provokative Frage, ob sie sich im Internat und auf dem von Mauern umschlossenen Gelände nicht auch überwacht fühlten, heißt es:

Lisa: Nee [...] ist wie unter einer Käseglocke, also isoliert.

Gerd: Beschützt und behütet.

Dann wird weitergesprochen und schließlich:

Gerd: Jeder weiß, dass der andere in gewisser Weise dieselben Probleme hat und man nimmt aufeinander Rücksicht.
(FG A, 36:8-20)

Anknüpfend an Gemeinsamkeiten in den Lebenslagen gestalten die Akteurinnen und Akteure den gelebten Raum der Weiterbildung selbst aus und arbeiten gleichzeitig an einer neuen kollektiven Identität. Voraussetzung ist, dass die »Käseglocke« sie von der oft feindlichen Außenwelt mit ihren Stress-Minen ein Stück weit abschirmt. In der Tat ist das Bild von der Käseglocke aufschlussreich, denn mit diesem deutet Lisa auf einen Akteur außerhalb ihrer Gruppe, der sie von oben und zu ihrem eigenen Schutz isoliert habe. Beschützt fühlen sie sich jedoch vor allen Dingen durch sich selbst. So üben sie sich in Verständnis und Unterstützung füreinander. Gerts Aussage impliziert, das aus eigener Erfahrung mit Behinderung Rücksicht auf andere erwachse. Seine Aussage repräsentiert eine dichotome Vorstellung von »wir« und »andere«. Die Welt wird entsprechend der eigenen Erfahrungen und der Erwartungen neu geordnet und eine kollektive Selbstverortung findet statt. Gleichzeitig ermöglicht der entfaltete Diskurs, die weiter oben angesprochenen Verletzungen etwa durch die Abkehr von früheren Bezugspersonen zu bewältigen. Darüber hinaus können Optionen gemeinsam reflektiert werden.

Die für diese Studie befragten Personen, das sollte inzwischen deutlich geworden sein, handeln vorausschauend und zielstrebig. Anderenfalls hätten sie es nicht in eine Weiterbildung an einer Einrichtung für Sehbehinderte und Blinde geschafft bzw. wären schon längst nicht mehr dort. Daher geht es ihnen zusätzlich darum, Kraft zu sammeln für das, was noch kommen wird, wenn sie die »Käseglocke« wieder verlassen haben werden. Manche werden sich gern an die gemeinsame Zeit erinnern. So wird sich Lisa nach Beendigung der Ausbildung als geprüfte Kauffrau im Gesundheitswesen intensiv »in Pflegeheimen, Krankenhäusern, in einem Hospiz und auch bei der Diakonie und Volkssolidarität«, also einschließlich gemeinnützigen Trägern, bewerben.¹⁷ Sie wird allerdings nichts als Absagen erhalten, einige schon wenige Minuten nach dem Telefonat und der Zusendung ihrer Bewerbungsunterlagen per E-Mail. Lisa wird sich diesen persönlichen Rückschlag mit den Vorurteilen gegen Menschen mit Behinderungen erklären:

Lisa: Im BFW sind wir normale Menschen [...] Aber wenn man uns auf die Welt loslässt, dann fallen wir definitiv auf. [...] Wenn Behinderte ehrenamtlich was suchen, dann werden die mit Kuschhand genommen. Aber sobald es darum geht, dass man Lohn gezahlt haben will, dann eher doch nicht.¹⁸

Es ließe sich vermuten, Lisa bringe insbesondere angesichts der Corona-Pandemie die richtige Ausbildung mit: erlernter Gesundheitsberuf sowie entsprechender Büroberuf nach 3 Jahren Weiterbildung. Die Qualifikation mag stimmen, doch mangelt es an der Integrationswilligkeit der Arbeitgebenden. Im beschützten Raum gelten Sehbeeinträchtigung und Blindheit als »normal«. Draußen in der »Welt« jedoch werden dieselben Phänomene als Abweichung und die sie Tragenden als »Arbeitskraft minderer Güte« (vgl. Jantzen 2007) betrachtet, deren Arbeit nicht einmal »vergütet« werden muss. Allerdings haben diese »normalen Menschen« unter der »Käseglocke« kaum viel mehr miteinander gemeinsam als das Behindertwerden durch Strukturen und soziale Interaktionen der »anderen«. Daher steht Behinderung nicht immer im Vordergrund der Reflexionen über die Weiterbildung.

Hannah: [...] dieser Austausch mit den aus sehr unterschiedlichen Bereichen kommenden Leuten [finde ich] auch sehr spannend [...] Weil man da eben

17 Gespräch mit Lisa und Carlo, 26.03.2021, Video-Konferenz.

18 Ebd.

auch verschiedene Lebensentwürfe oder berufliche Entwürfe oder Wünsche erfährt [...] oder Historien erfährt. [...]
(FG B, 25:3-9)

Das Zitat verweist auf die Diversität sozialer und kultureller Erfahrung und die Pluralität von Identität, die Menschen mit Behinderungen de facto aufweisen. Hannahs Interesse gilt Geschichten, Plänen, Hoffnungen und Bestrebungen von *Personen*. Ihre Wahrnehmung der Gruppe steht diametral entgegengesetzt zur unternehmenseigenen defizitären Sicht auf ihre Teilnehmerinnen und Teilnehmer.

Der gelebte Raum der Anpassung entsteht durch das Handeln der Subjekte und wirkt gleichzeitig auf die Subjekte zurück. Nehmen wir eine Passage aus dem Interview mit Markus. Der heute 57-Jährige war Unternehmer, als er plötzlich einen massiven Verlust der Sehfähigkeit infolge von Infarkten am Auge erlitt. In beruflicher sowie privater Hinsicht stellte ihn die neue Situation vor extreme Probleme. Im Interview spricht er über ein zweiwöchiges Reha-Assessment, währenddessen er im Internat wohnte:

Markus: [...] als ich im BFW Halle war, [habe ich] immer das Gefühl gehabt, ich bin unter meinesgleichen. [...] Und das hat mir sehr geholfen, muss ich sagen. Weil, ich hab dann auch entdeckt, dass meine Situation relativ harmlos gegenüber den ganzen anderen Situationen war, die ich kennengelernt hab. [...] Und da haben mich alle verstanden. Da warst du mit allen kompatibel. Also, ich hab die Leute dann so ein bisschen vermisst (lacht). Also, nicht die Lehrkräfte jetzt so unbedingt, aber die Menschen, die um mich rum waren. Na, auch weil man ganz schnell Freundschaften geschlossen hat. Wenn man aufgeschlossen ist, funktioniert sowas immer ganz gut. Und wenn man dann auch Anstöße kriegt, wenn man Menschen trifft, denen es ganz schlimm geht, aber die dir Vertrauen schenken und so ... Das war für mich eine ganz tolle Erfahrung [...] Und dann bin ich nach Hause gekommen und wusste, ich war einer, ein einzelner unter den Normalen.
(Interview Markus, 16:13-30)

Das Zitat liest sich, als könnte die intensive Begegnung mit anderen Sehbehinderten und mit Blinden helfen, das eigene Leiden in der Bedeutsamkeit zu relativieren. Womöglich versicherte schon Markus' privates oder berufliches Umfeld, so schlimm stehe es um ihn doch gar nicht, Sehbehinderung an sich sei schließlich nicht lebensbedrohlich. Dennoch konstituiert dieser

tiefe Einschnitt, der die Umweltwahrnehmung und das Selbstbild verändert, ein Gefühl von »Anderssein«. Dann begegnet er anderen, die wie er zu sein scheinen und macht sie zu »meinesgleichen«. Er fühlt sich verstanden und ermutigt. Allerdings könnte die Sache ebenso gut umgekehrt abgelaufen sein: Erst infolge der Begegnung mit anderen sehgeschädigten Personen, deren Erfahrungsberichte er sicherlich zum Anlass nimmt, seine eigenen Erfahrungen neu zu bewerten, wird ihm die Differenz zu seinem gewohnten Umfeld bewusst. Der Aufenthalt bringt Erkenntnis sowie ein Stück Entlastung von den erdrückenden Herausforderungen. Wenn er davon spricht, die »um [ihn] rum« vermisst zu haben, sobald er wieder unter den »Normalen« war, unterstreicht diese Aussage die Bedeutung der neu entdeckten Wir-Gruppe, in der alle miteinander »kompatibel« sind.

Der gelebte Raum der Anpassung konstituiert sich durch gemeinsame Erfahrung in der Segregation und Wissensaneignung, in gemeinsamer Reflexion über Erscheinungsformen des Behindertwerdens sowie in der Kommunikation über allgemeine Einstellungen und Lebensstile. Der gelebte Raum ist zugleich Voraussetzung und Ergebnis von Praxen der individuellen sowie kollektiven Selbstverortung. Dabei sind zwei verschiedene, jedoch einander durchdringende Wir-Gruppen-Prozesse erkennbar: Erstens bilden sich Gruppen durch die lokalisierbare Verteilung der Individuen im Raum und deren Praxis. Zweitens wirkt ein breiterer Wir-Gruppen-Prozess, in welchem sich die Individuen als Teil einer größeren Gemeinschaft von blinden und sehbehinderten Menschen vorstellen.

Zwischenfazit II

Im vorangegangenen Kapitel hatte ich anhand des empirischen Materials drei typische Problemlagen herausgearbeitet, die sich für erwerbsfähige Personen mit Sehschädigung ergeben können: Marginalisierung, dauerhafter Ausschluss sowie Zwang zur eigenverantwortlichen Inklusion. Dabei wurden Möglichkeiten und Grenzen von Digitalisierung aufgezeigt. In diesem Kapitel nun ging es um die Frage, inwiefern ein inklusives Training mit assistiver Technologie und eine berufliche Weiterbildung die Lebenslagen verbessern könnten. Den Ort der Vermittlung und Aneignung von Wissen nahm ich mithilfe von Lefebvre (1991) und dessen Konzepten wahrgenommener, vorgestellter und gelebter Raum in den Blick.

Die Wahrnehmung des Raumes der Anpassung ist geprägt von politischen Entscheidungen, sozialrechtlicher Regulation und politisch-ökonomischen

Strukturen. Der vorgestellte Raum entsteht durch sprachliche Repräsentationen, mit denen ein kulturhistorisch entstandener Dualismus von Expertise und Betroffensein reproduziert wird. So haften die Expertinnen den der Behinderung Ausgesetzten »Defizite« an und beanspruchen für sich Deutungshoheit und Handlungsmacht. Die Widerstandsressourcen, welche die Sehbehinderten und Blinden selbst in die Weiterbildung mitbringen, stehen in eklatantem Widerspruch zu dieser Repräsentation des Raumes. Gleichzeitig deutet das empirische Material darauf, dass eine Anpassung im Sinne von Arbeiten 4.0 geeignet sein kann, die Widerstandsressourcen der Subjekte zu ergänzen und damit Teilhabekompetenzen zu erhöhen. Folglich könnte von einer auf Inklusion abzielenden Praxis gesprochen werden. Diese hätte jedoch immer noch eine Kehrseite. So mahnt Anke Langner: »Weder Teilhabe noch Anerkennung kann als statisch oder für immer abgesichert betrachtet werden«, und deshalb sei es »unbedingt notwendig, dass dort, wo scheinbar Inklusion umgesetzt wird, nie aufgehört werden darf, Exklusionsmechanismen aufzuspüren« (Langner 2019: 6). Erscheint zum Beispiel das in diesem Kapitel diskutierte Bildungsangebot auf den ersten Blick als diversifiziert, zeigt sich bei genauerem Hinsehen, dass es auf Einpassung in solche beruflichen Tätigkeiten zielt, die auf die Nachfrage des digitalen Kapitalismus reagieren. Teilweise akzeptieren die Befragten diese Integration, teilweise stellen sie sie infrage. Das Letztgenannte geschieht vor allen Dingen dann, wenn die Weiterbildung von den eigenen beruflichen Wünschen abweicht, ihnen entgegensteht, mit Herunterstufung im Status einhergeht oder aufgrund ihrer entindividualisierenden Züge Unbehagen auslöst. Darüber hinaus wird die Einpassung als Risiko für die eigene Gesundheit und damit wiederum mögliche Quelle für fortschreitende Ausgrenzung identifiziert. Maßnahmen zur Teilhabe und Inklusion zeigen unmittelbar oder später exkludierende Wirkung. Ich bestreite keineswegs, dass assistive Technologie die Chancen auf Partizipation erhöht. Die Frage ist nur, was dabei auf der Strecke bleibt. Die einseitige Orientierung auf Büro und Datenverarbeitung birgt die Gefahr der Entwertung diverser Berufsbiographien, während der Fokus auf das Wort *Teilhabe* einer Kritik der Bedingungen von *Arbeit* aus dem Weg geht.

In der Untersuchung zur Wissensvermittlung wurde deutlich, dass die meisten Befragten stationäres E-Learning bei gleichzeitigem Mangel an Interaktion mit den Lehrkräften kritisch bewerten. Wenn sie konsequenterweise direkte Kommunikation zwischen Lehrenden und Lernenden fordern, dann aus mehreren Gründen: Entlastung der Augen, Wunsch nach externer

Strukturierung und schließlich nach Betreuung. Lernen bleibt weiterhin gefährdet, wenn die Wissensvermittlung nicht nach Lernausgangsbedingungen differenziert.

Im Raum der Anpassung treffen strukturelle Disziplin als Machtverhältnis und inkorporierte Disziplin als Handlungsschema aufeinander. Im Disziplinraum entfaltet sich neoliberale Gouvernamentalität im Sinne Foucaults (2008), die auf eine Regulierung des Verhaltens *aller* Beteiligten zielt. Doch werden Disziplinräume nicht einfach von oben durchgesetzt und von unten passiv akzeptiert bzw. nach verzweifelter Widerstand hingenommen. Vielmehr entstehen sie und verändern sich durch die immer neue Verhandlung von divergierenden Interessen und sozialen Widersprüchen, wie die geschichtswissenschaftliche und ethnologische Forschung gezeigt hat (Fischer-Tahir/Wagenhofer 2017). In unserem Fall widersetzen sich die Subjekte der Kontrolle von oben ebenso, wie sie soziale Technologien zu ihrer Führung sowie zur Selbstführung im Sinne des Leitbildes vom unternehmerischen Selbst affirmativ reflektieren. Sie fordern Betreuung und Struktur und weisen gleichzeitig Bevormundung und Überwachung zurück. Sie streben nach mehr Teilhabe an den digitalisierten Arbeitswelten, obwohl sie sich ihrer Gefahren bewusst sind. In der gleichen widersprüchlichen Weise erschließen sie sich neue soziale Sinnzusammenhänge, die den Interessen eines Defizit-orientierten, ökonomisierten Rehabilitationssystems entgegenstehen. So entwickeln die Subjekte kollektive Vorstellungen über sehbehinderte und blinde Menschen im Sinne einer Gemeinschaft. Diese existiert jedoch lediglich in der Imagination. Denn im Gegensatz zu Teilnehmenden an Maßnahmen oder zu Interessenverbänden beruht die Gemeinschaft der Sehbehinderten und Blinden nicht auf »face-to-face«-Beziehungen und interpersonaler Kommunikation. Ferner mangelt es ihr an Mitteln zur wirksamen Sanktionierung von normabweichendem Verhalten (vgl. Anderson 1988; Elwert 1989). Was als Gemeinschaft vorgestellt wird, scheint mir eher ein diskursives Feld zu sein, das Erklärungswissen bereithält, Entlastung bietet, Sinn stiftet und die eigenen Repräsentationen mitstrukturiert.